

AM ANFANG
Schöpfung

Was
ist der
Mensch?

BIPOLARITÄT
Kosmos

Ist die Frau
die Krone der
Schöpfung?

ERLÖSUNG
Neuer Mensch

Warum ist das
Mannsein Jesu
nicht egal?

MIT DER TAGESPOST AUF DEM SYNODALEN WEG

welt & Kirche

Offenbart
sich Gott in
den beiden
Geschlechtern?



EDITORIAL

VON HANNA-BARBARA
GERL-FALKOVITZ

Wer hätte vor wenigen Jahren gedacht, man müsse die Zweigeschlechtlichkeit von Mann und Frau verteidigen? Ihre gegenseitige Zuordnung schien das „Natürlichste von der Welt“, unstrittig in allen Religionen und Kulturen und darüber hinaus in Biologie, Evolutionslehre, Hirnforschung... Mittlerweile ist das „Selbstverständliche“ beweisbedürftig. Frauen sind „Menschen mit Uterus“ (den man ausleihen kann); Männer sind „Menschen mit Testosteron“ (und Sperma lässt sich auf Samenbanken bestellen). Und Kinder? Nach einem Gesetzesentwurf, der kürzlich in die Öffentlichkeit gelangte, sollen sie ab 14 Jahren ihr Geschlecht ändern dürfen, ohne Einsprache von elterlicher oder therapeutischer Seite.

Moment: Gibt es also doch Geschlecht? Und Mensch-Sein ist doch nicht „genug“?

Im Blick der Bibel sind die beiden Geschlechter eine Offenbarung. In einem tiefen, unüberholbaren Sinn sind Mann und Frau je auf ihre Weise die Sichtbarkeit Gottes selbst. Der Unsichtbare verbot bekanntlich, Bilder von ihm anzufertigen.

Das ist aber nur die Rückseite einer Vorderseite: Er selbst schuf sein eigenes Gottesbild, und zwar doppelt. Beide Ebenbilder wiederholen sich nicht; sie sind einander unergründliche Gabe in reizvoller Andersheit. Damit beginnt das Abenteuer, in Mann und Frau die göttliche Lebendigkeit selbst zu sehen. Auch Gott ist Dynamik, Gespräch, Fruchtbarkeit. Sieben Autoren umkreisen im Folgenden diesen Zusammenhang, denn die Bibel ist kühner als die zeitgenössischen Auflösungen des Geschlechts.

Geschenk Gottes

„Ich dachte, der macht Witze“ –
Die ewige Frage nach der Natur
und dem Menschen VON ANTONIO MALO

Die Frage nach der Natur des Menschen ist eine der immer wiederkehrenden und am schwierigsten zu greifenden überhaupt: Obwohl sie einerseits Analogien zu der Natur anderer Geschöpfe – insbesondere zu den höheren Säugetieren – zulässt, unterscheidet sie sich andererseits von ihnen, insofern diese Natur zu einer Person und nicht zu einem einfachen Individuum einer bestimmten Spezies gehört. Kurzum: Das Tier ist Natur, der Mensch hat sie. Er kann und muss sie deshalb personalisieren.

Erst das Christentum hat diese tiefe Wahrheit aufgedeckt: Jedes Individuum des Menschengeschlechts ist Person nach dem Bild der Personen der Dreifaltigkeit und insbesondere nach dem Bild Christi, des eingeborenen Sohnes des Vaters.

Das Geheimnis der Person auszudrücken, besonders das des menschengewordenen Wortes, war keine leichte Aufgabe. Davon zeugen unzählige christologische und trinitarische Kontroversen aus der Vergangenheit. Denn für den menschlichen Verstand ist es schwierig, das zu vereinbaren – und dabei zu unterscheiden, ohne aber zu trennen –, was jeder göttlichen Person eigen ist, mit dem, worin die drei mit-

einander kommunizieren, ihrer Göttlichkeit.

Aber was hat das alles mit Mann und Frau zu tun? Anscheinend gar nichts. Das dachte ich auch, bis ich eines Tages mit einem Philosophen auf dem Campus einer amerikanischen Universität spazieren ging, und er zu mir sagte: „Denk nur nicht, dass Häresien der Vergangenheit angehören. Heute gibt es auch Häresien, sogar hier in den Vereinigten Staaten.“ Ich weiß nicht, was mich mehr überraschte: Dass es neue Häresien gibt, von denen ich noch nie gehört hatte, oder dass sie in einem so pragmatischen Land entstehen sollten, das nicht allzu sehr am Spekulieren interessiert ist. Also fragte ich ihn nach meinem anfänglichen Erstaunen: Von welchen Häresien redest Du? Von der Genderideologie, antwortete er.

Ich dachte, er macht Witze: Die Gender-Frage als Häresie zu betrachten, war für mein europäisches Empfinden einfach zu heftig. Heute, Jahre später und nach eingehendem Genderstudium finde ich den Begriff Häresie, obwohl er mir immer noch übertrieben erscheint, nicht mehr so weit hergeholt. Natürlich geht es dabei nicht darum, ein Glaubensdogma zu leugnen. Aber es geht um etwas

Impressum Welt & Kirche

erscheint alle zwei Monate als Beilage zur katholischen Wochenzeitung Die Tagespost.
Berner Straße 2, D-97084 Würzburg www.die-tagespost.de Exemplare gratis bestellbar unter:
info@die-tagespost.de Redaktion: Simon Kajan V.i.S.d.P.: Oliver Mäksan
Theologischer Beirat: Prof. Dr. Hanna-Barbara Gerl-Falkovitz, Prof. Dr. Karl-Heinz Menke,
Prof. Dr. Christoph Binninger, Prof. Dr. Christoph Ohly



Lockende Andersheit.

Foto: Imago Images

Grundsätzliches, denn es ist die Grundlage schlechthin unserer Beziehung zu Gott, insofern wir sein Bild und Gleichnis sind. In diesem Zusammenhang ist es interessant zu beobachten, dass die Gender-Theorien auch eine Gender-Theologie hervorgebracht haben, in der neben der Beziehung zwischen Mann und Frau auch die Dreifaltigkeit selbst gemäß diesen neuen Kategorien neu interpretiert wird.

„Ich dachte, er macht Witze: Die Gender-Frage als Häresie zu betrachten, war für mein europäisches Empfinden einfach zu heftig.“

Das Nachdenken über den Grund für diese Irrtümer führt mich zu einer einfachen Schlussfolgerung: In diesen Theorien mangelt es an einem angemessenen Verständnis der Beziehung zwischen der Person und ihrer Natur: Weil sie ein Geheimnis in Gott ist, ist sie auch ein Geheimnis in dessen Bild, der menschlichen Person. Aus diesem Grund gibt es, ähnlich wie im theologi-

schen Bereich, auf dem anthropologischen Gebiet die Tendenz, die Spannung zwischen Natur und Person zu überwinden. Am besten wird dies an der Frage deutlich, wie der Unterschied zwischen Mann und Frau aufgefasst wird. Obwohl das Christentum der Frau immer dieselbe Würde wie dem Mann zuerkannt hat, hielt sich im gesellschaftlichen und zivilen Bereich ein falsches Verständnis der menschlichen Sexualität, das als naturalistisch bezeichnet werden könnte. Es besagt, dass die Naturen von Mann und Frau so unterschiedlich seien, dass sie kaum etwas gemeinsam hätten. Und da die Frau aufgrund ihrer geringeren körperlichen Kraft und ihres Übermaßes an Affektivität minderwertig erscheine, würden dem Mann alle Vorrechte in der Familie und in der Gesellschaft zugesprochen, sowohl in rechtlicher als auch in politischer Hinsicht. So wurde die Frau in die Welt des Heims, der Zeugung und der Hausarbeit zurückgedrängt.

Vor dem Christentum war dies in den verschiedenen Kulturen – mit gewissen Schattierungen – zweifellos der allgemeine Zustand der Frauen. So ist es auch noch heute in jenen Gesellschaften, etwa dem Islam, welche die Privilegien der Männer verteidigen. Im Rest der zivilisierten Welt scheint der Naturalismus überwunden zu sein.

„Wenn einzig und allein zählt, Person zu sein, das heißt ein autonomes Individuum, das wählen kann, was es will, dann erscheint jede andere Kategorie einschließlich des Geschlechts als eine unerträgliche Fessel.“

Ein Blick in die Geschichte zeigt indes, dass es nicht ausreicht, einen Irrtum zu korrigieren, um ihn endgültig zu besiegen. Es reicht also nicht zu behaupten, dass Männer und Frauen nicht einfach Individuen der Spezies *homo sapiens sapiens* sind. Es ist auch notwendig zu verstehen, warum ein solcher Irrtum entstanden ist. Wenn etwa die Beziehung zwischen der Person und dem Mann-Frau-Unterschied nicht richtig verstanden wird, besteht die Gefahr in der entgegengesetzten Richtung: zu behaupten, dass es keinen Unterschied zwischen ihnen gibt, da beide Personen sind.

Gerade dies ist in der Vergangenheit geschehen, zuerst mit der 68er-Revolution, dann mit dem radikalen Feminismus und nun mit dem Queer-Feminismus. Wenn einzig und allein zählt, Person zu sein, das heißt ein autonomes Individuum, das wählen kann, was es will, dann erscheint nicht nur die angeborene Natur, sondern jede andere Kategorie einschließlich des Geschlechts als eine unerträgliche Fessel, von der man sich so schnell wie möglich befreien sollte.

Es ist deshalb notwendig, Person und Natur zu unterscheiden, ohne sie jedoch voneinander zu trennen. Andernfalls ist es unmöglich, den Unterschied zwischen Mann und Frau und damit auch ihre Beziehungen sowohl in der Familie als auch in der bürgerlichen Gesellschaft und in der Kirche zu verstehen. Mann und Frau sind Personen mit zwei verschiedenen sexuellen Zuständen. Tatsächlich besteht der Unterschied zwischen ihnen nicht nur im körperlichen Geschlecht (in chromosomaler, hormoneller, gonadischer, zerebraler Hinsicht), sondern bezieht sich auch auf psychologische (Identifi-

zierung mit dem eigenen und Abgrenzung vom anderen Geschlecht insbesondere durch elterliche Vorbilder) und geistliche Aspekte, etwa die Beziehung zu Gott, zu den anderen und zu sich selbst. Kurz gesagt, Mann und Frau sind zwei verschiedene Arten, als Person zu existieren.

„Worin besteht die reale Unterscheidung?

In der unterschiedlichen Art und Weise, wie Männer und Frauen zueinander und letztlich zum Anderen, zu Gott, in Beziehung treten.“

Mit dem Unterschied zwischen Mann und Frau aus körperlicher und psychischer Sicht beschäftigen sich viele Studien. Es mangelt hingegen an

Arbeiten, die ihre Beziehungen untersuchen. Vielleicht, weil davon ausgegangen wird, dass sie nicht natürlich, sondern eine soziale Konstruktion seien. Selbstverständlich hat – davon war schon die Rede – die Unterwerfung der Frau, ihre Einsperrung ins Haus und deren Mangel an sozialer Autonomie nichts mit der weiblichen Geschlechtsbeschaffenheit zu tun, sondern mit naturalistischen Stereotypen oder kulturellen Traditionen. Es gibt jedoch Beziehungen, die sich direkt aus dem sexuellen Zustand von Mann und Frau ableiten, etwa Sohn-Tochter, Bruder-Schwester, Ehemann-Ehefrau, Vater-Mutter. Es handelt sich dabei nicht einfach um abstrakte Beziehungsformen (Kindschaft, Geschwisterlichkeit, Ehelichkeit, Elternschaft), da die Handelnden immer unwiederholbare Personen sind, entweder Männer oder Frauen.

Das bedeutet einerseits, dass es im sexuellen Zustand etwas gibt, das allen Männern beziehungsweise allen Frauen gemeinsam ist, wobei auch dieses Gemeinsame personalisiert ist. Daher handelt es sich nicht um Stereoty-



Person und Natur des Menschen sind zu unterscheiden wie die Geschlechter, jedoch nicht zu trennen.

Foto: Imago Images

pe, da zum Beispiel der Sohn oder die Tochter immer dieser Sohn oder diese Tochter in Bezug auf diesen Vater und diese Mutter ist. Bei allen Männern beziehungsweise allen Frauen im sexuellen Zustand Gemeinsamen handelt es sich um etwas Reales und von der Person unterschieden, auch wenn es personalisiert ist.

Worin besteht diese reale Unterscheidung? In der unterschiedlichen Art und Weise, wie Männer und Frauen zueinander und letztlich zum Anderen, zu Gott, in Beziehung treten. Denn für den Mann ist der andere immer außerhalb von sich selbst, während für die Frau der andere – zusätzlich zu außerhalb – in ihr selbst ist. Dieser Unterschied ist konstitutiv für alle Beziehungen zwischen Mann und Frau. Das erklärt, warum die Tochter, die Schwester, die Ehefrau, die Mutter, die Großmutter und die Tante, soweit sie sich innerlich auf den anderen beziehen, dazu neigen, einladend, warm und nah zu sein, während der Mann aufgrund seiner äußeren Beziehung zur Trennung neigt, dazu, den anderen zu schützen und zu versorgen.

Diese Unterschiede sind nicht nur – im Gegensatz zu den Stereotypen stark/ schwach, aktiv/ passiv, rational/ sentimental, öffentlich/ privat – nicht negativ, sondern sie ergänzen sich auch, insbesondere in der Ehe, in der Elternschaft und in der Versorgung und Erziehung der Kinder. Dabei ist es allerdings wichtig, richtig zu verstehen,

in welchem Sinne „ergänzen“ hier verwendet wird. Nicht als Synonym für „vervollständigen“. Denn beide, Mann und Frau, sind als Personen bereits vollständig, auch in ihrem Geschlechtszustand. Es ist erforderlich, sich vom platonischen Androgynen-Mythos zu befreien, der Mann und Frau als die zwei Hälften einer ursprünglichen Einheit betrachtet. Wenn dies so wäre, würden Mann und Frau nur durch Heirat ihre Vollständigkeit erreichen. Und obwohl es stimmt, dass die Ehe für die meisten Menschen der Weg zur persönlichen Reife ist, gibt es Männer und Frauen, die trotz des Verzichts auf die Ehe die gleiche Reife erreichen.

Das bedeutet, dass die Ehe und die leibliche Vater- oder Mutterschaft an sich nicht für die persönliche Vollkommenheit erforderlich sind; die geistige Vater- oder Mutterschaft jedoch schon, weil der reife Mensch sich gegenüber den Menschen, die seiner Fürsorge bedürfen, als solcher verhält. Und da in diesen Beziehungen (Ehe und leibliche Vaterschaft oder Mutterschaft) keine Notwendigkeit besteht, sind sowohl die Ehe als auch der Zölibat Berufungen.

Die je andere Art und Weise, wie Mann und Frau mit dem anderen in Beziehung treten, ist weder besser noch schlechter, sie ist nur anders. Denn sie entspringt nicht einem Mangel, sondern einem Übermaß. Jede dieser Arten, als Person zu existieren, ist ein Geschenk für den anderen und

damit auch für die Zivilgesellschaft und die Kirche. Anstatt also von Bereichen zu sprechen, die ausschließlich dem Mann oder der Frau vorbehalten sein sollten – beispielsweise das Öffentliche oder das Private – oder von Aufgaben, die nur einer von beiden ausführen kann, sei es in der Familie, in der Arbeitswelt oder in der Gesellschaft, sollte von zwei verschiedenen Arten des Handelns und der Ausführung dieser Aufgaben gesprochen werden. Deshalb ist die Beziehung zwischen Mann und Frau unerlässlich, wenn unsere Gesellschaft weiterhin ihr menschliches Gesicht bewahren soll, diese doppelte Art, sich auf den anderen zu beziehen und ihn zu lieben.

Übersetzung aus dem Spanischen von José Garcia.



Dr. Antonio Malo studierte Philosophie und Philosophie in Saragossa, Pamplona und Rom. Seit 1991 ist er Professor für philosophische Anthropologie an der Päpstlichen Universität Santa Croce in Rom. *Foto: A. Malo*



Sinfonie der Verschiedenheit.

Foto: Imago Images

KURZ GEFASST

Erst das Christentum hat die Wahrheit aufgedeckt, dass jeder Mensch als Person nach dem Bild Gottes gestaltet ist. Daher geht es bei der Diskussion um die Gender-Theorie und die Geschlechterordnung auch um die Frage nach der Beziehung des Menschen zu Gott.



Die Frau: Eingelassen-Sein in das Heilige.

Foto: Imago Images

Ist die Frau das vollendete Geschöpf?

Nach dem französischen Theologen Louis Bouyer
ist die Frau der Inbegriff der Schöpfung **VON MARKUS LERSCH**

Louis Bouyer hat in dem weit-
hin vergessenen Essay „Mys-
tère et ministères de la
femme“ eine in vielerlei Hin-
sicht bemerkenswerte Typologie der
Geschlechter vorgelegt. Anlass war die
1976 veröffentlichte Erklärung „Inter
insigniores“ der Glaubenskongrega-
tion, die als erste explizite Stellung-
nahme des römischen Lehramts zur
Frage der Frauenordination betrach-
tet wird und die lehramtliche Argu-
mentation bis heute prägt. Unter den
gegen die Möglichkeit der Priesterwei-
he von Frauen vorgebrachten Argu-
menten in der Erklärung ragt der Ver-
weis auf die wesentlich zum Priester-
tum gehörige sakramentale Repräsen-
tanz Jesu Christi heraus, die einzig
Männern möglich sei. In der gegen-
wärtigen Debatte ist teils zu hören,
dass es sich hierbei um ein neues, apo-
logetisch-reaktives Hilfsargument

handele, das der vorherigen Tradition,
zu deren Rechtfertigung es doch dien-
en solle, unbekannt sei. Dieser Vor-
wurf lässt sich freilich schon durch
einen kurzen Blick auf die scholasti-
sche Theologie widerlegen, als Bei-
spiel sei nur Thomas von Aquin ge-
nannt: Dieser begründet den Aus-
schluss der Frauen vom Empfang der
Priesterweihe ebenfalls mit der Un-
möglichkeit der sakramentalen Reprä-
sentierung Christi durch die Frau, wo-
bei sein symboltheoretisches Argu-
ment heute nicht mehr zu halten ist,
betrachtet er die Frau doch aufgrund
ihrer vermeintlichen Inferiorität
gegenüber dem Mann als unfähig, et-
was Vollkommenes symbolisch zu re-
präsentieren. Bouyer nun weitet den
Fokus, indem er die symbolische Be-
deutung der Geschlechter nicht nur
negativ gegen die Möglichkeit der
Frauenordination ins Feld führt, son-

dern ihr eine positive schöpfungstheo-
logische und soteriologische Bedeu-
tung beimisst, die Geschlechterdiffe-
renz also als Bestandteil des göttlichen
Schöpfungs- und Erlösungsplans be-
schreibt. Darüber hinaus unterschei-
det sich der Ansatz auch darin vom
thomasischen, dass er die überholte
traditionelle Geschlechtertypologie
(Superiorität des Mannes bei Inferio-
rität der Frau) sozusagen auf den Kopf
stellt – was er aber nicht als Novum
verstanden wissen möchte, sondern
als Implikat der biblischen Offenba-
rung und als tiefere Intuition der geist-
lichen Tradition des Christentums.
Vor der Darstellung dieses Ansatzes
müssen zunächst kurz dessen Voraus-
setzungen benannt werden.

Die erste, noch vor-theologische Vo-
raussetzung Bouyers besteht schlicht
in der Annahme, dass eine biologische
Geschlechterdifferenz existiert, was in

den Lebenswissenschaften freilich Konsens sein dürfte (hier dargestellt mit den Soziobiologen Eckart Voland und Johannes Johow): Beschränkt man den Fokus auf den Bereich des biologischen Geschlechts (sex) unter Ausklammerung des psychisch empfundenen oder des sozial und kulturell konstruierten Geschlechts (gender), so ist der Befund einer binären Getrenntgeschlechtlichkeit bei vielen Pflanzen- (Diözee) und bei den allermeisten vielzelligen Tierarten (Gonochorismus) eindeutig. Die biologische Geschlechterdifferenz, mit der ein Set (natürlich bloß idealtypischer!) „funktionaler Merkmale und Strategien“ beider Geschlechter einhergeht, gilt augenscheinlich auch für die Gattung *homo sapiens*. Dass es beim Menschen wie im Tierreich in seltenen Ausnahmefällen zu Divergenzen zwischen dem chromosomalen, hormonellen und äußerlich morphologischen Geschlecht („Hebammen-Geschlecht“) kommen kann, widerlegt mitnichten das Prinzip, sondern ist im Rahmen der Zufall und Abweichung inkludierenden Evolution nicht anders erwartbar. Diese Voraussetzung beruht auf einer statistischen Beobachtung und ist insofern kein „essentialistischer Naturalismus“ und auch noch keine „naturalistic fallacy“ – wie oft in der aktuellen theologischen Debatte zu hören ist.

Die Geschlechterdifferenz ist Resultat und Ausdruck des Willens und der Vernunft des Schöpfers. Wirklichkeiten der Schöpfung aber sind auf ihn hin transparent, das heißt Symbole Gottes.

Ungleich voraussetzungsreicher ist dann Bouyers zweite, genuin theologische Präsupposition, dass nämlich ein Schöpfergott existiert, der die Ent-

wicklungslinien der Evolution innerlich beeinflusst und mitgestaltet, so dass der Kosmos mitsamt dem Phänomen Geschlechterdifferenz nicht ausschließlich chaotisches Zufallsprodukt, sondern wenigstens in seinen Grundzügen Resultat und Ausdruck des Willens und der Vernunft des Schöpfers ist – was nach dem biblischen Zeugnis insbesondere für den Menschen als Abbild Gottes und Adressat von dessen Offenbarungs- und Erlösungshandeln gilt.

Hier bliebe freilich anzufragen, inwieweit nur das Prinzip und nicht auch die Ausnahmen von der binären Geschlechterdifferenz als Ausdruck göttlichen Willens betrachtet werden können.

Bouyers dritte Voraussetzung ließe sich mit „Sakramentalität“ überschreiben: Wirklichkeiten im Kosmos können dieser zufolge dergestalt Resultat und Ausdruck des Willens und der Vernunft Gottes sein, dass sie auf ihn hin transparent, das heißt Symbol Gottes und seines Wirkens am Geschöpf werden können. Die Kirchenväter wussten noch um diese Zusammenhänge, die sich bis heute in Gestalt des orthodoxen Pansakramentalismus durchhalten, letztlich aber auch die unerlässliche Voraussetzung der katholischen Offenbarungs- und Sakramententheologie bilden. Den großen Hugo von St. Viktor inspirierten sie im 12. Jh. zu seiner monumentalen, sakramentalen Gesamtvision der Heilsgeschichte (*De sacramentis christianae fidei*), in der er so weit ging zu behaupten, Gott habe zum Beispiel das Wasser in seiner natürlichen Beschaffenheit bereits im Hinblick auf die spätere Verwendung im Sakrament der Taufe geschaffen. Dabei insistierte Hugo vor allem auf der notwendigen Ähnlichkeit des sakramentalen Symbols (*ex similitudine repraesentans*) mit der symbolisierten Gnadenwirklichkeit – in „*Inter insigniores*“ ist mit Thomas von Aquin von einer notwendigen „*naturalis similitudo*“ die Rede.

Bouyer nun beschreibt die binäre Geschlechterdifferenz als Schöpfungsmerkmal und wesentliche Voraussetzung auch des göttlichen Erlösungshandelns. Dabei kommt er – unter Bezugnahme auf eine Fülle biblischer und patristischer Texte – zu einer Inversion der symbolischen Be-

stimmung und Bewertung der Geschlechter, die dabei freilich immer idealtypisch gedacht werden: Nicht der Mann, sondern die Frau sei das vollkommene Geschöpf, „der Inbegriff aller Möglichkeiten der Kreatur“ (24), „die Vollendung, die Totalität“ (44) und „das abschließende Mysterium der Schöpfung“ (22).

Die Frau ist das eigentliche Gegenüber Gottes und bestimmt durch ein tieferes und dauernderes Eingelassensein in das Heilige; sie sie im Gegensatz zum Mann naturhaft religiös.

Die Frau sei im Gegensatz zum Mann das in sich ruhende, bei sich angekommene Geschöpf, da sie aufgrund ihrer möglichen Mutterschaft nicht nur potenziell beide Geschlechter und damit das ganze Menschsein in sich vereinige, sondern auch allein zu empathisch-sympathisierender Erkenntnis fähig sei, die Gegenstände ihrer Erkenntnis also nicht wie der Mann immer schon als das Andere ihrer selbst verobjektivieren müsse.

Darüber hinaus bilde die Frau den Gipfel des Geschöpflich, weil nur sie wahrhaft und dauerhaft an der Schöpfungsgewalt Gottes teilhaben könne, während männliche Vaterschaft (ob wörtlich oder im übertragenen, geistlichen Sinne) nur augenblickshaft und unvollständig sei, weil sie nur durch den Mann laufe, aber nicht aus ihm stamme und sich auch nur jenseits seiner realisieren könne. Der Mann repräsentiere insofern Gottes Transzendenz, Vaterschaft und Schöpferkraft (und zwar immer nur momenthaft und uneindeutig), während die Frau in ihrer potenziellen Mutterschaft tatsächlich dem Schöpfer aktiv zugesellt und damit die vollkommene Verwirklichung des ganzen,

ganzheitlichen Menschseins sei und nicht bloß dessen Repräsentantin. Die Frau sei somit das eigentliche Gegenüber Gottes und bestimmt durch ein „tieferes und dauernderes Eingelassensein in das Heilige“ (17); sie sei im Gegensatz zum Mann „naturhaft religiös“ (51), oftmals die Erstkatechetin gläubiger Männer und auch das unerlässliche, inspirative Gegenüber großer Theologen (vgl. 52f.; Bouyers Auflistung entsprechender Paarungen von der Alten Kirche bis hin zu Newman ließe sich mit Blick auf das 20. Jahrhundert unschwer ergänzen, etwa um Barth und Charlotte von Kirschbaum oder von Balthasar und Adrienne von Speyr).

Bouyer stützt sich bei dieser geradezu elogischen Beschreibung des Geheimnisses der Frau vor allem auf die mariologische und ekklesiologische Tradition, der eine solche Repräsentanz der Gesamtmenschheit durch die Gottesmutter Maria (die ihr Fiat laut Thomas „loco totius humanae naturae“ spricht) beziehungsweise durch die als Braut und Mutter

verstandene Kirche ja durchaus bekannt war.

**Der Gottmensch
Jesus Christus,
so folgert Bouyer, kann
in seinem Werk als Of-
fenbarer des Vaters und
als Versöhner der Welt
sakramental auch nur
durch den Mann
repräsentiert werden.**

Da nun die Frau das aktiv-empfangende Geschöpf schlechthin und damit der Inbegriff der Immanenz sei und der Mann demgegenüber die Transzendenz des gebenden Gottes (noch einmal: bloß eingeschränkt und okkasionell) repräsentiere, habe die

zweite Person der Trinität sich auch nur als Mann inkarnieren können beziehungsweise wäre es in den Augen Bouyers gar „monströs gewesen, wenn der Sohn Gottes als Frau erschienen wäre“. Und dieser Gottmensch Jesus Christus, so folgert Bouyer in Anwendung der obigen dritten Voraussetzung, könne „in seinem Werk als Offenbarer des Vaters und als Versöhner der Welt“ sakramental-effizient auch nur durch den Mann repräsentiert werden (55f.).

Jene Ämter also, die der autoritativen Verkündigung und dem sakramentalen Handeln in persona Christi capitis dienten, also Bischofs- und Priesteramt, stünden daher aufgrund der symbolischen Logik des Sakramentalen nur dem Mann offen. Demgegenüber müsse aber neu an die Ämter der Frau erinnert werden, die wesentlich solche der „Fürbitte“ (58) und „einbergender“ Fürsorge (68) seien.

Dabei denkt Bouyer durchaus auch an kirchliche „Ämter“ wie den Diakonat, den altkirchlichen Witwenstand und das Amt der geweihten Jungfrau,



Die Frau: „Naturhaft religiös“.

Foto: Imago Images



Die Frau: „Einbergende Fürsorge“.

Foto: Imago Images

und eben nicht nur an „Dienste“ der Frau in Familie oder ziviler Berufswelt (Balthasars Übersetzung von „ministère“ im Sinne männlicher „Ämter“ und weiblicher „Dienste“ ist sachlich nicht falsch, verfehlt aber gerade die These Bouyers). Es sei die Tragik der gegenwärtigen Situation, dass mit dem Geheimnis der Frau auch dieser notwendige Beitrag ihrer Ämter in Vergessenheit geraten sei.

Haben wir hier einen klerikalistischen Versuch vor uns, nachträglich ein Argument gegen die Frauenordination in Schrift und Tradition hineinzulesen? Einen Versuch, der umso perfider erscheinen muss, als er in weitaus „frauenfreundlicherer“ Gewandung daherkommt als das misogynen Argument des Thomas von Aquin und auch noch als das eher passive „marianische Prinzip“ Hans Urs von Balthasars?

Oder wird uns hier bei allem Voraussetzungsreichtum dieses Ansatzes und aller möglichen Kritik im Detail doch etwas Wesentliches zu sehen gegeben, das unserem laut Bouyer oft

„kurzsichtigen“ Blick bislang entgangen ist?

Der französische Theologe selbst schreibt hierzu abschließend: „Wir sind uns, wie wir sagten, allen Ungenügens, auch aller möglichen Fehler die-

ses Versuches bewusst. Wir meinen indes die Wichtigkeit unserer Arbeit nicht zu überschätzen, wenn wir ihre Leser bitten, ihre Mängel nicht als Vorwand zu nehmen, um die darin gestellten Probleme von sich zu schieben, sind es doch solche, die die ganze Realität menschlicher Existenz betreffen und deren Dringlichkeit von der christlichen Offenbarung endgültig herausgestellt wird“ (69).

KURZ GEFASST

Warum schließt die Kirche die Weihe von Frauen aus? Louis Boyer begründet den Ausschluss mit der symbolischen Bedeutung der Geschlechter, der er eine positive schöpfungstheologische und soteriologische Bedeutung beimisst. Die Geschlechterdifferenz ist somit Bestandteil des göttlichen Schöpfungs- und Erlösungsplans und dessen wesentliche Voraussetzung. Dabei kommt Bouyer zu dem Schluss: Nicht der Mann, sondern die Frau ist das vollkommene Geschöpf und das abschließende Mysterium der Schöpfung.



Prof. Dr. Markus Lersch ist Ordinarius für Systematische Theologie an der Universität Siegen.

Foto: André Druschel

Differenz als Offenbarung



Verflüssigung der Geschlechter – die Bibel lässt dafür keinen Raum.

Foto: IN

Die Bibel lässt keinen Raum für die Verflüssigung der Geschlechterordnung

VON LUDGER SCHWIENHORST-SCHÖNBERGER

Grundlegend für die christliche Anthropologie ist die Schöpfungserzählung, mit der die Bibel beginnt. Unter zwei Gesichtspunkten wird hier von der Erschaffung des Menschen erzählt. In beiden Fällen ist die geschlechtliche Differenzierung ein wesentliches Merkmal des Menschseins. Sie hebt allerdings die zugrunde liegende Einheit nicht auf, sondern entfaltet sie. In der ersten Erzählung ist die Zweigeschlechtlichkeit auf Fruchtbarkeit hingeeordnet, in der zweiten Erzählung wird sie unter dem Aspekt der Beziehung gesehen. Beide Erzählungen sind komplementär zu lesen. Sie stehen nicht in Widerspruch zueinander, sondern die zweite Erzählung

greift einen Aspekt der ersten Erzählung heraus und entfaltet ihn: die Erschaffung des Menschen als Mann und Frau.

Die Spannung von Einheit (Singular) und Zweigeschlechtlichkeit (Plural) kennzeichnet die erste Erzählung. Jeder Mensch – unabhängig von seinem Geschlecht – ist Bild Gottes: „Und Gott sprach: Wir wollen (den) Menschen (adam) machen als unsere Statue („Bild“), als unsere Ähnlichkeit ... Und Gott schuf den Menschen (ha-adam) als seine Statue, als Statue Gottes schuf er ihn, männlich und weiblich schuf er sie“ (Gen 1,26f). Die Menschen werden nicht wie die Tiere in unterschiedlichen Arten oder Rassen erschaffen, sondern als Einheit. Das hebräische Wort adam

ist ein Kollektivbegriff und bezeichnet den Menschen im Sinne aller Menschen. Das Wort existiert nicht im Plural. Wenn vom Menschen als Bild Gottes gesprochen wird, bleibt der Text im Singular. In den Plural wechselt die Erzählung erst an der Stelle, da von „männlich“ und „weiblich“ gesprochen wird: „Männlich und weiblich schuf er sie (‘otam)“. Daraus geht eindeutig hervor, dass es jetzt um Mann und Frau geht. Im Sinne der Archetypenlehre Carl Gustav Jungs mag es reizvoll sein, den Text so zu verstehen, dass jeder Mensch männliche und weibliche Anteile – animus und anima – in sich trägt, doch diese Vorstellung liegt der Erzählung nicht zugrunde. Das geht vor allem aus dem weiteren Textverlauf hervor, der vom Segen der Fruchtbarkeit spricht: „Und Gott segnete sie [d. h. die als männlich und weiblich erschaffenen Menschen] und sprach: Seid fruchtbar und mehret euch und füllt die Erde und macht sie euch untertan und herrscht über die Fische des Meeres und über die Vögel des Himmels und über alle Tiere, die auf der Erde kriechen!“ (Gen 1,28). Wie Annette Schellenberg zu Recht feststellt, zeigt der Mehrungsauftrag in Gen 1,28, „dass die Zweigeschlechtlichkeit des Menschen primär unter dem Gesichtspunkt der Fortpflanzung interessiert“ (A. Schellenberg, *Der Mensch als Bild Gottes? Zum Gedanken einer Sonderstellung des Menschen im Alten Testament und in weiteren altorientalischen Quellen*. Zürich 2011, S. 132).

In der zweiten Schöpfungserzählung wird dieser Aspekt vertieft. Noch bis vor einigen Jahren hielt man die Schöpfungserzählung in Gen 2, die Erzählung von Adam und Eva im Paradies, für die ältere der beiden Erzählungen. Inzwischen mehren sich die Stimmen, die das Verhältnis umkehren. Demnach wäre Gen 1 die ältere und Gen 2 eine Fortschreibung und Vertiefung derselben. Aus der Erzählung von der Wertschöpfung (Gen 1) wird nun ein Werk herausgegriffen und vertieft, und zwar das am sechsten Tag erschaffene achte Werk: der Mensch. In Gen 1 wird der Mensch als eine Gottesstatue erschaffen. Vor dem Hintergrund der altorientalischen Tradition repräsentiert eine Gottesstatue die jeweilige Gottheit. Normalerweise stand sie in einem Heiligtum. Im Alten Testament werden derartige Machwerke von Menschenhand verboten.

„Du sollst Dir kein Kultbild machen und keine Gestalt von irgendetwas am Himmel droben, auf der Erde unten oder im Wasser unter der Erde“, heißt es im Dekalog (Ex 20,4). Israel darf also keine Gottesbilder herstellen, weil es am Horeb zwar eine Stimme, die Stimme Gottes, gehört, aber kein Bild gesehen hat (Dtn 4,15f). Es gibt allerdings eine Ausnahme, es gibt ein legitimes Gottesbild, und das ist der Mensch. Allerdings hat dieses Gottesbild nicht der Mensch gemacht, sondern Gott, und zwar von sich selbst. Das ist die Grundlage biblischer Anthropologie. Die von Menschen gemachten Gottesbilder sind immer nur tote Machwerke: sie sprechen nicht, sie hören nicht, sie sind machtlos (vgl. Jes 44,9–20). Das einzig wahre und lebendige Gottesbild, der Mensch, ist von Gott gemacht. Daraus folgt, dass die dem Menschen zukommende Haltung zu sich selbst die der Annahme und nicht die des Machens ist.

„Das einzig wahre und lebendige Gottesbild, der Mensch, ist von Gott gemacht. Daraus folgt, dass die dem Menschen zukommende Haltung zu sich selbst die der Annahme und nicht die des Machens ist.“

Vor dem altorientalischen Hintergrund entfaltet die zweite Schöpfungserzählung die Herstellung der Gottesstatue in zwei Schritten. Dabei kommt erneut die bereits aus Gen 1 bekannte Spannung von Einheit und Zweigeschlechtlichkeit zum Ausdruck. In einem ersten Akt erschafft Gott den Menschen. Von einer geschlechtlichen Differenzierung ist hier noch nicht die Rede: „Und Gott, der HERR, formte den Menschen (adam), Staub vom Erdboden, und blies in seine Nase Lebensatem, und so wurde der Mensch zu einem lebendigen Wesen“ (Gen 2,7). Das Formen und das Beatmen ahmen

die Herstellung einer Gottesstatue nach, wie wir es aus altorientalischen Quellen kennen. Mit diesem ersten Akt ist die Erschaffung des Menschen aber noch nicht abgeschlossen. Gott selbst stellt fest, dass das Werk „noch nicht gut“ ist (Gen 1,18). In einem zweiten Akt geht nun dieser Mensch (adam) in die Differenzierung von Mann (isch) und Frau (ischa). Erneut hat Gott seine Hand dabei im Spiel: „Da ließ Gott, der HERR, einen tiefen Schlaf auf den Menschen fallen, sodass er einschlief, nahm eine seiner Rippen und verschloss ihre Stelle mit Fleisch. Gott, der HERR, baute aus der Rippe, die er vom Menschen genommen hatte, eine Frau und führte sie dem Menschen zu“ (Gen 2,21f).

Aus dem bisherigen Verlauf der Erzählung wird deutlich, dass die Frau nicht aus der Rippe des Mannes erschaffen wurde, sondern aus der Rippe des (ersten) Menschen. Mannsein und Frausein liegt ein gemeinsames Menschsein zugrunde. Die Frau ist demnach kein abgeleiteter Mann. Vielmehr sind Mann und Frau die differenzierende Ausformung eines zugrunde liegenden, noch nicht differenzierten gemeinsamen Menschseins. Erst in der binären Geschlechterkonstellation ist die Erschaffung des Menschen vollendet: „Darum verlässt der Mann Vater und Mutter und hängt seiner Frau an und sie werden ein Fleisch“ (Gen 2,24). Sowohl die jüdische als auch die christliche Tradition sehen in beiden Erzählungen die „Stiftung und Sanktion der Ehe“ grundgelegt (vgl. Benno Jacob, *Das Buch Genesis*, hg. in Zusammenarbeit mit dem Leo Baeck Institut, Stuttgart 2000, S. 61). Die beiden biblischen Schöpfungserzählungen präsentieren das Modell einer binären Geschlechterkonstellation in Verbindung mit Heteronormativität. Es hätte auch damals durchaus Alternativen gegeben. Eine davon ist uns im platonischen Symposium überliefert. Darin geht es um das Wesen des Eros. Als vierter der insgesamt sieben Redner preist der Komödiendichter Aristophanes Eros als den menschenfreundlichsten der Götter (189d). Um sein Urteil den Teilnehmern einsichtig zu machen, zitiert er einen Mythos: Ursprünglich existierten die Menschen als doppelgeschlechtliche Kugelmenschen, und zwar einige als Mann–Frau, einige als Mann–Mann, einige als Frau–Frau. Sie waren von gewaltiger Kraft und versuchten,

„sich einen Weg zum Himmel zu bahnen, um die Götter anzugreifen“ (190c). Da beschloss Zeus, sie in zwei Hälften zu teilen. „Als nun so ihre Gestalt in zwei Teile zerschnitten war, sehnte sich jedes nach seiner Hälfte und vereinigte sich mit ihr. Sie umschlangen sich mit den Armen und schmiegen sich aneinander, und weil sie zusammenzuwachsen begehrten, starben sie an Hunger und sonstiger Untätigkeit, weil sie nichts getrennt voneinander tun wollten“ (191a,b). Sie konnten nicht voneinander lassen, da ihr Zusammensein ihnen keine Befriedigung verschaffte.

„Da erbatte sich Zeus und gewährte ihnen auf anderem Wege Hilfe, indem er ihre Geschlechtsteile nach vorne versetzte“ (191b). Traf nun ein Männliches auf ein Weibliches, so verschaffte ihnen ihr Zusammensein Befriedigung und Fortpflanzung, traf ein Männliches auf ein Männliches, so sollte das Zusammensein wenigstens zu einer Befriedigung führen, damit sie nun davon abließen und sich wieder der Arbeit zuwendeten und sich um die anderen Dinge des Lebens kümmerten. „Seit so langer Zeit also ist die Liebe zueinander den Menschen angeboren. Sie führt das ursprüngliche Geschöpf wieder zusammen und versucht, aus Zweien Eins zu machen und die menschliche Natur zu heilen. Jeder von uns ist daher nur ein Teilstück eines Menschen, da wir ja, zerschnitten wie die Schollen, aus einem zwei geworden sind. Jeder sucht demnach beständig sein Gegenstück“ (191d).

Im Vergleich zu biblischen Menschenschöpfung fallen folgende Unterschiede ins Auge:

(1) In dem von Aristophanes zitierten Mythos ist die geschlechtliche Differenzierung des Menschen in Mann und Frau eine Folge der Sünde. Anders die biblische Anthropologie: Mann und Frau verwirklichen auf je unterschiedliche Weise das ganze Menschsein. Die geschlechtliche Differenzierung ist hier keine Folge der Sünde, sondern gehört zur guten, noch ungefallenen Schöpfung.

Es wird in Gen 2 kein ursprünglich vollkommener Mensch in zwei Hälften geteilt, weil er überheblich wurde, sondern ein ursprünglich unvollkommener Mensch (adam) geht in die Differenzierung von Mann (isch) und Frau (ischa). Mannsein und Frausein sind die differenzierende Ausgestaltung eines ur-

sprünglich unvollkommenen, noch undifferenzierten Menschseins.

(2) Nach der von Aristophanes angeführten mythischen Tradition ist Liebe in der Gestalt des Eros Ausdruck von Bedürftigkeit und Überwindung eines Mangels. Darin artikuliert sich die in der griechischen Kultur immer empfundene Ambivalenz erotischer Liebe. In der biblischen (und auch sokratischen) Tradition kann Liebe anders gedacht werden. Auch sie weiß von einem Bruch, der sich durch den Menschen zieht. Dieser liegt aber nicht in der geschlechtlichen Differenzierung, sondern in der Abkehr von Gott. Die Heilung des Bruchs kann letztlich nicht in der Sexualität gefunden werden. Ihr wird damit das Metaphysische genommen. Eros ist kein Gott, sondern ein Mittleres zwischen Gott und Mensch, wie Diotima dem Sokrates zu verstehen gibt (202d,e).

Die biblische Offenbarung weiß von einem Bruch, der sich durch den Menschen zieht. Dieser liegt aber nicht in der geschlechtlichen Differenzierung, sondern in der Abkehr von Gott.

(3) Der im Symposium überlieferte Mythos vertritt keine Heteronormativität. In der biblischen Tradition geht es primär um Nachkommenschaft und Beziehung, im androgynen Mythos primär um sexuelle Befriedigung und Überwindung eines Mangels. Wenn die in zwei Hälften geteilten Menschen sich sexuell befriedigt haben, in welcher Konstellation auch immer, können sie wieder in Ruhe ihrer Arbeit nachgehen. Wenn dabei ein Männliches auf ein Weibliches trifft, entsteht dabei gewöhnlich auch Nachkommenschaft. Von einer auf Dauer angelegten Beziehung ist nicht die Rede. Es gibt in der Antike Konzepte, Liebe und Sexualität zu trennen. Lukrez gibt die Empfehlung aus, die Liebe aus

dem sexuellen Genuss herauszuhalten, weil dieser durch Liebe nur gemindert würde. Durch die Liebe wird der Mensch krank und ein Kranker kann nicht wirklich genießen: „Und es entbehrt nicht der Venus Frucht, wer Liebe vermeidet (vitat amorem).“ (De rerum natura – Die Welt aus Atomen. Lateinisch und Deutsch, übersetzt und mit einem Nachwort, hrsg. von Karl Büchner, Stuttgart 1986, IV, 1073, S. 335).

Die biblische Tradition lässt meines Erachtens kein Interesse an einer performativen Verflüssigung, an einer Denaturalisierung oder einer subversiven Resignifikation oder Veruneindeutigung der binären Geschlechterkonstellation erkennen, wie sie heute in einigen Kreisen als emanzipatorisches Projekt propagiert wird. Das Alte Testament kennt diese Phänomene sehr wohl, verwirft sie jedoch. Die binäre Geschlechterkonstellation soll nicht verschleiert oder dekonstruiert werden. Dtn 22,5 verbietet den Transvestismus: „Eine Frau soll nicht die Ausrüstung eines Mannes tragen, und ein Mann soll kein Frauenkleid tragen; denn jeder, der das tut, ist dem Herrn, deinem Gott, ein Gräuel.“ Ebenso werden homosexuelle Handlungen im eigentlichen Sinn als unsittlich verworfen. „Du darfst nicht mit einem Mann schlafen, wie man mit einer Frau schläft; das wäre ein Gräuel“ (Lev 18,22; vgl. 20,13). Dagegen wird gewöhnlich eingewandt, dass die im Alten Testament verworfenen homosexuellen Handlungen nicht mit dem zu vergleichen seien, was heute in westlichen Kulturen unter gelebter Homosexualität verstanden wird, nämlich einer auf freier Zustimmung und gegenseitiger Anerkennung beruhenden Beziehung, in der die nicht in Abhängigkeit zueinander stehenden Personen gleichen Geschlechts im herrschaftsfreien Diskurs aushandeln, was in puncto Sexualität gefällt.

Meines Erachtens zeigen die Gesetze und Erzählungen zur Vergewaltigung einer Frau jedoch, dass die Bibel sehr wohl zwischen sittlich erlaubten und sittlich nicht erlaubten heterosexuellen Handlungen unterscheidet (vgl. Dtn 22,22–29; 2 Sam 13,1–22). Prinzipiell wäre eine solche Unterscheidung auch in der Bewertung homosexueller Beziehungen möglich gewesen. Der im plato-



Fleisch vom Fleisch und Bein vom Bein.

Foto: Imago Images

KURZ GEFASST

Die Schöpfungsberichte der Heiligen Schrift sind konstitutiv für die christliche Anthropologie. Die geschlechtliche Differenzierung von Mann und Frau ist ein wesentliches Merkmal der Menschen, wie sie vom Schöpfer gewollt sind, der sie als sein Abbild schuf. Beide sind somit das einzig legitime Gottesbild. Das binäre Geschlechtermodell und die Heteronormativität sind unaufgebbbar.

nischen Symposium von Aristophanes zitierte Mythos zeigt, dass Homosexualität als eine auf gegenseitiger Anerkennung beruhende Beziehung zweier freier Menschen in der Antike sehr wohl vorstellbar war. Dort wird die homosexuelle Beziehung sogar als die höchste Form der drei Beziehungstypen angesehen. Altes wie Neues Testament teilen diese Sicht jedoch nicht.

Meines Erachtens kann dieser Befund in der Frage nach der sittlichen Beurteilung homosexueller Handlungen in einer theologischen Ethik nicht außer Acht gelassen werden. Auch die Päpstliche Bibelkommission kommt in ihrem jüngsten Dokument zur biblischen Anthropologie zu dem Ergebnis, dass es in der Heiligen Schrift keine Anhaltspunkte für wertschätzende Einstellungen zu homosexuellen oder lesbischen Beziehungen gibt (Pontificia Commissione Biblica, *Che cosa è l'uomo? Un itinerario di antropologia biblica*. Città del Vaticano 2019, Nr. 185–195).

Die in diesem Zusammenhang häufig angeführte Freundschaft zwischen David und Jonathan ist nicht als eine homosexuelle Beziehung zu verstehen. In der emphatischen Klage über den Tod seines Freundes Jonathan ruft David aus: „Weh ist mir um dich, mein Bruder Jonathan. Du warst mir sehr lieb. Wunderbarer war deine Liebe für mich als die Liebe der Frauen“ (2 Sam 1,26; vgl. 1 Sam 18,1). Der Text hat keine Scheu, von der Liebe zwischen zwei Männern zu sprechen. Auch das Neue Testament hat keinerlei Probleme damit

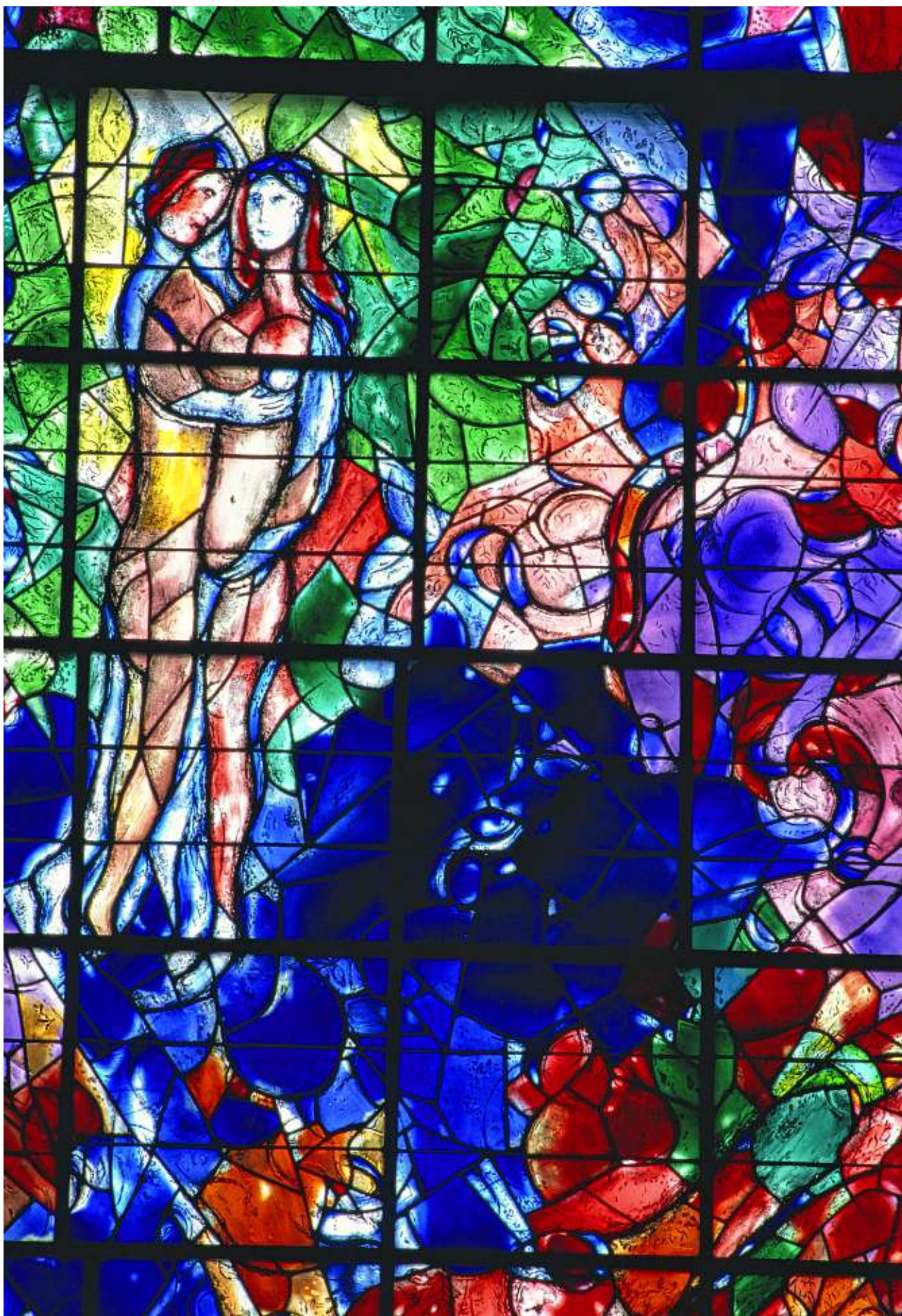
(Joh 13,23.25; 19,26; 21,15–23). Der Deutung solcher Liebesbeziehungen als homosexuelle oder homoerotische Beziehungen liegt jedoch das verbreitete Missverständnis zugrunde, die Tiefe einer personalen Beziehung korreliere mit dem Vollzug sexueller Akte. Das ist möglich, aber keineswegs notwendig. So ist auch nach Siegfried Kreuzer die auffallende Formulierung von 2 Sam 1,26 „nicht als Andeutung homoerotischer Liebe zu verstehen, sondern als Steigerung gegenüber der üblicherweise intensivsten Liebeserfahrung“. Es sei unwahrscheinlich, dass damit „eine den alttestamentlichen Geboten widersprechende homoerotische Beziehung Davids zu Jonathan geschildert werden soll“ (S. Kreuzer, *Freundschaft*, in: Michael Fieger/ Jutta Krispenz/ Jörg Lankau (Hrsg.): *Wörterbuch alttestamentlicher Motive*. Darmstadt 2013, S. 168).

Im Horizont biblischer Anthropologie ist es also möglich, im Zusammenhang einer gleichgeschlechtlichen Freundschaft von Liebe zu sprechen. Doch diese Konstellation wird nicht mit jener Beziehung auf eine Ebene gestellt, die in einer heterosexuellen Konstellation als Ehe verstanden wird. Wie das Beispiel der Freundschaft zwischen David und Jonathan zeigt, besteht der Unterschied nicht in der Intensität der Beziehung, sondern im Vollzug oder Nicht-Vollzug sexueller Handlungen. Damit ist nicht gesagt, dass personale Qualität, Tiefe und Verbindlichkeit einer Freundschaft zweier Per-

sonen des gleichen Geschlechts nicht weit über das hinausgehen können, was gewöhnlich in einer Ehe gelebt und erfahren wird. Die Freundschaft zwischen David und Jonathan dürfte nach Aussage von 2 Sam 1,26 in diesem Sinne zu verstehen sein. Eine analoge Konstellation findet sich im Buch Rut. Die in einem feierlichen Versprechen gegebene und in praktischer Solidarität gelebte Freundschaft zwischen Rut („Rut“ heißt übersetzt „Freundin“) und Noomi: „Nur der Tod wird mich von dir scheiden“ (Rut 1,16–17) wird (sprachlich) deutlich von der Ehe unterschieden, die Rut mit Boas eingeht. Nur aus dieser Verbindung geht ein Kind hervor, das in einer Geschlechterfolge steht, die zur Geburt des Messias führt (Rut 4,13–22; Mt 1,5).



Ludger Schwienhorst-Schönberger ist Professor für Alttestamentliche Bibelwissenschaft an der Universität Wien. Foto: privat



Steinglasfenster von Marc Chagall in der Kathedrale von Straßburg.

Foto: Imago Images

Vom neuen Menschen

Die Bedeutung der Adam–Eva-Typologie für die Geschlechterdifferenz

VON JOSEF KREIML

Niemand wird leugnen, dass es so etwas wie einen modernen „Machbarkeitswahn“ gibt (vgl. Chr. Türcke, *Natur und Gender. Kritik eines Machbarkeitswahns*, 2021). Wir wollen die Welt vielfach nicht wahrnehmen, wie sie ist, sondern sie konstruieren. Viele wollen nicht mehr Naturwesen sein, die wir ja alle sind, sondern „bloß noch als Erschaffer und Definierer unserer selbst“ (ebd.) in Erscheinung treten. Daraus folgt auch die Geschlechtsbestimmung als eine Selbstsetzung des Ich. Das sich selbst setzende Ich bei Johann Gottlieb Fichte ist von der Struktur her damit vergleichbar, wo ein Ich angeblich über allem Physischen schwebt, sich selbst definiert und hervorbringt.

Dieses Ich ist oft verbunden mit metaphysischen Implikationen, so in der Redeweise: „Ich bin im falschen Körper.“ Das Seelenwandernden kehrt wieder. Wem die Zuweisung der Wohnung bei der Geburt nicht gefällt, muss die Wohnung umbauen – so die Philosophie des Konstruktivismus. In den USA halten sich bereits etwa 150 000 Dreizehn- bis Siebzehnjährige für „transgender“ – ein sprunghafter Anstieg von Umwandlungswilligen. Außer acht gelassen wird dabei, dass damit vielfach Menschen unglücklich gemacht werden können.

Hanna-Barbara Gerl-Falkovitz (DT 24.12.2020) weist auf zunehmende Utopien des totalen Selbstentwurfs hin. Man ist nicht nur seines Glückes Schmied, sondern auch seines Körpers Schneider. Dekonstruktion ist das neue Fanal. Platon entwarf einen Kugelmenschen, der sich selbst genügte. Als die Kugel zur Strafe von Zeus ge-

trennt wurde, zerfiel sie in die Geschlechter. Doch genau dies wird in der Genesis als Glück gezeichnet: Zwei sind das Doppelbild des Unsichtbaren. Was die Genesis erzählt, ist sinnkonstitutiv. Die gendertheoretisch ausgesparte Frage nach dem schöpferisch-göttlichen Sinn von Mann und Frau beantwortet sich so: Sie sind zu ihrem eigenen Glück verschieden – leibhaft, seelisch, geistig.

„Was die Genesis erzählt,
ist sinnkonstitutiv.
Die gendertheoretisch ausgesparte Frage nach dem schöpferisch-göttlichen Sinn von Mann und Frau beantwortet sich so: Sie sind zu ihrem eigenen Glück verschieden – leibhaft, seelisch, geistig.“

Diese Vision zeigt gerade eine göttliche Spannung zum fremden Geschlecht auf, die Lebendigkeit des Andersseins und die Notwendigkeit wunderbarer Asymmetrie. Schöpferisches Anderssein im gemeinsam göttlichen Ursprung: Daran verblässen alle Eibebnungen und Dekonstruktionen. So

kommt in der Liebe das andere Geschlecht entscheidend ins Spiel. Das Hinausgehen aus sich ist unvergleichlich fordernder, wenn es nicht nur auf ein anderes Ich, sondern auf einen anderen Leib trifft – auf unergründliche Andersheit, unergründliche Entzogenheit, manifest bis ins Leibliche, Psychische, Geistige hinein. Wer diesem zutiefst Anderen ausweicht, weicht dem eigenen Leben aus, auch der eigenen Kraft zum elterlichen Dasein.

Auf den Konflikt zweier Denkformen macht Jan-Heiner Tück (HerKorr 1/2021) aufmerksam: Zur Logik funktionaler Gleichstellung, wie sie in der heutigen Berufswelt vorherrscht, steht die Logik sakramentaler Repräsentation, die für das Selbstverständnis der katholischen Kirche leitend ist, in Spannung, und sie stützt sich auf die biblische Geschlechtersymbolik.

Jean-Paul Sartre (Drei Essays, 1961) vertritt die atheistische Gegenthese: Es gibt keine menschliche Natur, „weil es keinen Schöpfer gibt, der sie entworfen haben könnte“. Folgerichtig gibt es dann auch „keine Zeichen in der Welt“. Die Natur bei Sartre ist stumm; sie ist bloße Gestaltungsmasse sich entwerfender Freiheit. Auf dieser Linie konnte Simone de Beauvoir formulieren: „Man wird nicht als Frau geboren, man wird zur Frau gemacht.“ Nach Judith Butler, Protagonistin der Gender-Theorie, muss auch die Biologie als Produkt diskursiver Zuschreibungspraxen durchschaut werden, um queere Identitäten jenseits der Matrix der Zweigeschlecht-

lichkeit zu ermöglichen. Der Anti-Essentialismus, der bei Sartre vorgespurt ist, nimmt – so Tück – in den radikalen Spielarten der Gendertheorie „selbst essentialistische Züge an, wenn als wesentlich unterstellt wird, dass es ein Wesen der Geschlechter nicht geben könne, stattdessen aber selbstbestimmte und variable Inszenierungen von Körperpraxen, welche den binären Code von männlich und weiblich subversiv unterlaufen“.

Im Blick der theologischen Anthropologie ist die Natur nicht stumm. Sie entdeckt in der Welt eine Sinndimension, die der Schöpfer hineingelegt hat, und hält eine sakramentale Sicht der Wirklichkeit für möglich, die nicht allein auf konventionelle Zuschreibung zurückgeht. Theologische Anthropologie muss nicht gleich bestreiten, dass in der Tradition von Theologie und Kirche manches als Naturgegebenheit hingestellt wurde, was sich später als kulturelle Setzung entpuppte. Aber an der Differenz und Komplementarität

von Mann und Frau wird sie als einer geschöpflichen Vorgabe festhalten.

Eine theologische Phänomenologie erschließt sich im Einklang von „Per-

son – Gemeinschaft – Gabe“, wie sie Papst Johannes Paul II. in „Mulieris dignitatem“ über die Würde und Berufung der Frau (1988) eindrucksvoll he-

et spes“, 24) zustandekommen kann. Vorbild einer solchen Deutung ist Gott als Dreifaltigkeit, als Gemeinschaft von Personen. Die Aussage, der

Mensch sei nach dem Bild und Gleichnis Gottes geschaffen, bedeutet auch, dass der Mensch dazu berufen ist, für andere dazusein, zu einer „Gabe“ zu werden.

Im Licht der Selbstgabe Gottes an die Schöpfung aus Liebe ist eine theologische Anthropologie „nicht aus der Logik der Identität und Abgrenzung zu entwickeln, sondern aus der je neu überraschenden Beziehung zum anderen in seiner Andersheit. Es erfordert den Mut des Glaubens, sich auf diese Differenz einzulassen, weil uns hier die größte Schönheit, aber auch die tiefsten Verletzungen widerfahren“ (Barbara Hallensleben).

Die im biblischen „Anfang“ über den Menschen als „Bild und Gleichnis Gottes“ offenbarte Wahrheit stellt die unveränderliche Grundlage der christlichen Anthropologie dar.

Der Mensch ist gerade in seiner geschlechtlichen

Differenz Ebenbild Gottes. „Ginge es tatsächlich nur um die verlässliche fürsorgende Beziehung zwischen Menschen, bräuchte es die geschlecht-



Anthropisches Prinzip/ Ecce homo. M. Triegel 1997. Foto: Imago Images

rausgearbeitet hat: Personsein bedeutet Selbstverwirklichung oder Selbstfindung, die nur durch aufrichtige Hingabe seiner selbst (vgl. „Gaudium

liche Differenz im Menschsein nicht“ (Markus Schmidt SJ, Ehe und familiäre Beziehungen, in: Zs. für Kath. Theologie 2014, 294). Ebenbild-Gottes-Sein und Mann- und Frausein gehören zusammen. Aufschlussreich ist auch, dass die Genesis nur beim Menschen die geschlechtliche Differenzierung erwähnt. „Das darf als Hinweis gewertet werden, dass es sich bei der menschlichen Sexualität um etwas Besonderes handelt“ (ebd.). Auch der evangelische Alttestamentler Claus Westermann (Genesis 1–11, 1974, 221) macht deutlich, dass es ein Wesen des Menschen „unter Verleugnung seiner Zweigeschlechtlichkeit nicht geben“ kann.

Der Mensch ist gerade in seiner zweigeschlechtlichen Wirklichkeit als Mann und Frau Ebenbild Gottes, also im Unterschied und gleichzeitigen Miteinander beider Geschlechter. Der Mensch stellt „Unterschiedenheit in Einheit“ und „Einheit in Unterschiedenheit“ dar. „Der Leib des Menschen drückt die bipolare Unterschiedenheit im Geschlecht aus und ermöglicht zugleich die Verschmelzung zu einer Einheit, wie sie ausschließlich Mann und Frau eigen und möglich ist“ (Schmidt, 300). So kann nach biblischem Verständnis nur die Verbindung von Mann und Frau

als „Ehe“ bezeichnet werden. Die gleiche Würde von Mann und Frau bedeutet „nicht eine abstrakte Gleichheit, sondern Ebenbürtigkeit in Gegenseitigkeit und Komplementarität“ (Walter Kasper).

Die Bibel spricht bei der Erschaffung von Mann und Frau auch von der „Einsetzung der Ehe durch Gott als unerlässlicher Voraussetzung für die Weitergabe des Lebens an die neuen Generationen der Menschen, zu der Ehe und eheliche Liebe ihrer Natur nach bestimmt sind“ („Mulieris dignitatem“, Nr. 6). Die Lehre der Kirche über die Ehe und die Komplementarität der Geschlechter legt „eine Wahrheit vor, die der rechten Vernunft einsichtig ist und von allen großen Kulturen der Welt anerkannt wird“ (Kongregation für die Glaubenslehre 2003, Verlautbarungen des Apost. Stuhls 162, Nr. 2). Die Ehe ist keine beliebige Gemeinschaft menschlicher Personen, sondern „wurde vom Schöpfer mit einer eigenen Natur sowie eigenen Wesenseigenschaften und Zielen begründet. Keine Ideologie kann dem menschlichen Geist die Gewissheit nehmen, dass es eine Ehe nur zwischen zwei Personen verschiedenen Geschlechts gibt, die durch die gegenseitige personale Hingabe, die ihnen eigen und ausschließlich ist, nach der Gemeinschaft ihrer Personen streben. Auf diese Weise vervollkommen sie

sich gegenseitig und wirken mit Gott an der Zeugung und an der Erziehung neuen Lebens mit“ (ebd.).

Gott wollte der Einheit von Mann und Frau eine besondere Teilhabe an seinem Schöpfungswerk geben. Nach dem Plan des Schöpfers gehören Komplementarität der Geschlechter und Fruchtbarkeit zum Wesen der Ehe. Der Staat hat die Pflicht, die Ehe – eine für das Gemeinwohl „so wesentliche Einrichtung“ – zu fördern und zu schützen. Denn die Gesellschaft „verdankt ihren Fortbestand der Familie, die in der Ehe gründet“.



Dr. Josef Kreiml ist Dogmatiker und Vorsitzender des Institutum Marianum Regensburg e.V.

Foto: privat



Jean-Paul Sartre und Simone de Beauvoir in Rom (1956).

Foto: Imago Images

KURZ GEFASST

Die verschiedenen Spielarten der Gendertheorie unterstellen, dass es kein Wesen der Geschlechter geben kann. Im Zentrum steht der Selbstentwurf des Individuums. Dagegen lehrt die Überlieferung, dass die menschliche Natur nicht stumm ist, sondern dass die Schöpfung eine Sinnaussage enthält. Insbesondere die Differenz der Geschlechter ist in allen Kulturen normativ.

Der Mensch: ein Neutrum?

Über die spezifisch geschlechtliche
Prägung des Gemeinsamen Priestertums **VON BERNHARD MEUSER**

Einer euphorischen Verfechterin der Frauenordination – sie dachte wohl auch an sich – habe ich einmal entgegengehalten: „Warum wollen Sie denn unbedingt werden, was Sie schon sind?“ – Große Augen. „Wie ...?“ – „Nun jeder getaufte und gefirmte Christ ist Priester oder Priesterin ...“

Meine sachdienlichen Hinweise zum Gemeinsamen Priestertum aller Gläubigen (ich kürze in der Folge mal auf GPaG) quittierte die junge Frau mit dem Verdrehen ihrer Augen und einem hörbaren Pffft ... Wahrscheinlich wollte sie mir sagen, dass ich sie doch bitte nicht mit einem B-Klasse-Priestertum abspeisen solle.

Und darin liegt schon ein Kernproblem der derzeitigen Debatte: Wenn es denn ein nachgeordnetes Priestertum gibt, dann ist es das Weihenpriestertum, das dem „Wesen und nicht dem Grad nach“ (LG 10) verschieden vom GPaG ist. Wobei „nachgeordnet“ ganz das falsche Wort für die spezifische Berufung ist, Christus als das Haupt des Leibes (Eph 4,15) und als den Bräutigam (Mk 2,19) zu repräsentieren. Nur aus dieser Perspektive heraus ist auch verständlich, warum es die theologische Zuweisung dieses Dienstes an Männer gibt. Allenfalls im Horizont von Gender ist eine Frau ein denkbarer Bräutigam für die Braut Kirche. Und da betreten wir schon den zweiten Problemkreis:

die Depotenzierung der Geschlechterdifferenz. „Kann man“, fragte jüngst der Essener Oberhirte, „an einem Y-Chromosom den Zugang zum Priesteramt festmachen?“ Neohumanistisches Pathos macht sich breit. Hallo – wir sind Menschen! Nicht Männer oder Frauen oder sonst was!

Nun sollten wir erst einmal fragen, was es mit dem GPaG auf sich hat, das vom Zweiten Vatikanischen Konzil so nachdrücklich herausgestellt wurde, aber in der Breite des Gottesvolkes praktisch nicht angekommen ist. Vielleicht liegt das auch daran, dass die Theologie hier ihrer Plausibilitätspflicht noch lange nicht nachgekommen ist. Dann erst ist die zwei-



Foto: Imago Images

te Frage sinnvoll: Wenn die Kirche im Weihepriestertum den Menschen bis in seine Geschlechtlichkeit hinein in Dienst nimmt, – was ist dann mit dem GPaG?

Bin ich da nur als Mensch gefordert, oder vielleicht auch als „Mann“/„Frau“?

Das Gemeinsame Priestertum aller Getauften beginnt vor der Kirchentür und ist dann unbegrenzt.

Der kollektive Fehlschluss nach dem Zweiten Vatikanischen Konzil bestand in der betriebsblinden Annahme, es handle sich beim GPaG a) um eine innerkirchliche Aufwertung des Laien – „Endlich sind wir nicht mehr Christen zweiter Klasse!“ – und b) um einen Schlüssel zu innerkirchlicher Macht. In der Folge entbrannte ein heftiger Kampf um die 10 qm zwischen Sakristeitür und Ambo, bzw. um das Sagen im Pfarrgemeinderat. Das war im Ganzen ein Missverständnis und eine Sackgasse; es hat zur Klerikalisierung von Laien und zur Laikalisierung von Priestern geführt. In Wahrheit ist mit dem GPaG ein gewaltiger Sprung gegeben – von der Auseinandersetzung um 10 qm² hinaus auf 510 Millionen qkm – so groß ist nämlich die Erdoberfläche. Das GPaG transzendiert die binnenkirchliche Selbstbeschäftigung; es beginnt vor der Kirchentür und ist dann unbegrenzt. Das GPaG ist das entscheidende Tool, um an tausend Ecken in der Welt Reich Gottes anzuzünden – in Politik, Wirtschaft, Recht, Kultur Und auch in der Machtfrage geht es um ein größeres Plus an Machtausübung, als es sich innerkirchlich je ergeben könnte: Gedacht ist an die priesterliche Gesamtverantwortung für die Schöpfung, in der zu „walten“ ist „über die Fische, ... Vögel, ... das Vieh“ (Gen 1,27), die zu „bebauen und bewahren“ (Gen 2,15)

der Auftrag ist. Was hat das aber mit „Priestertum“ zu tun? Wozu braucht man, damit die irdischen Dinge in Ordnung kommen, Leute, die „Priester“ sind?

Dazu müssen wir einen Ausflug in die archaische Welt des Alten Testaments unternehmen, eine Welt, in der Menschen noch der Auffassung waren, das große menschliche Drama – gewebt aus gewaltigen Anstrengungen, genialen Erfindungen, aber auch aus Mord, Lüge und Hurerei – sei nicht neu zu justieren oder sogar fundamental zu heilen, ohne die Dinge auf den Himmel auszurichten und damit auf der Erde in Ordnung zu bringen. Deshalb gab es Opfer – und deshalb gab es „Priester“ – Stellvertreter des Volkes. Christus hat das Priestertum dieser Art, das in seinen Opfern und Opfermeistern fragwürdig war, abgeschafft, um selber der große Stellvertreter, „Hohepriester“ und Erzreparateur zu werden, „einer, der heilig ist, frei vom Bösen, makellos, abgesondert von den Sündern und erhöht über die Himmel; einer, der es nicht Tag für Tag nötig hat, wie die Hohepriester zuerst für die eigenen Sünden Opfer darzubringen und dann für die des Volkes; denn das hat er ein für allemal getan, als er sich selbst dargebracht hat“ (Hebr 7,26–7). Christus, der Opfernder und Opfer in einem ist, hat „mit seinem Blut Menschen für Gott erworben aus allen Stämmen und Sprachen, aus allen Nationen und Völkern“ und er hat sie „für unsern Gott zu einem Königreich und zu Priestern gemacht; und sie werden auf der Erde herrschen“ (Offb 5,9–10).

Das Allgemeine Priestertum aller Gläubigen ist also ein Priestertum in Christus und keines neben Christus. Und man braucht diese Leute überall dort, wo es Stellvertreter braucht, weil es um etwas geht, das Andere aus sich heraus nicht tun/ tun können – und Christen nur in Verbindung mit Christus. Die Frage an Christen lautet: Willst du „Priester“ sein? Willst du der Stellvertreter Christi sein an Orten, aus denen ER scheinbar verbannt ist? Willst du ein exakter Punkt der Transformation sein, dort wo du stehst? Willst du die Umgestaltung der Schöpfung prophetisch ankündigen, darstellen und durch Gnade be-

wirken – ihre Transformation in das, was jenseits des Sündenfalles von dir und mit dir gewollt ist? Willst du der Punkt sein, an dem Himmel auf die Erde kommt und Erde wieder anschlussfähig an den Himmel wird?

Wo beginnt die Transformation der Welt – ihre „Umgestaltung in Christus“ (Dietrich von Hildebrand)? Leicht sind wir zu sagen versucht: bei den Verhältnissen, die der „arbeitende, schaffende, die Gegebenheiten umbildende und überholende Mensch“ (Ernst Bloch) ins Menschengerechte, Gute überführt. Den Ausweg in die Utopie hat sich das Christentum stets verboten. Metanoia beginnt nicht jenseits meiner selbst, sie beginnt bei mir – in der göttlichen „Challenge“, ein Anfang jener neuen Schöpfung zu sein, die Frieden bringt, weil sie zugleich die Einlösung des Uralten und aller Sehnsüchte nach Vollendung ist. Umkehr ist Heimkehr in das mir ursprünglich von meinem Schöpfer Zugesagte, in meine Natur, die freilich keine Natur im Sinne Rousseaus ist, sondern stets als gebrochene Natur erfahren wird. Metanoia setzt an bei meiner grundsätzlichen Nichtidentität mit mir selbst, meiner Entfremdung vom mir Eigensten, dieser in Unruhe und Dysbalance befindlichen, konkreten Einheit aus Leib und Seele – bei mir als Mann, bei meiner Frau als Frau.

„Umkehr ist Heimkehr in das mir ursprünglich von meinem Schöpfer Zugesagte, in meine Natur.“

Der Gattungsbegriff „Mensch“ existiert nur im Lexikon. Es ist anthropologischer Nonsens, ein Abstraktum, ein begrifflich von der Realität Abgezogenes, für die Sache selber zu halten. Menschen gibt es nur als Frauen oder Männer, denen gemeinsam das Menschsein eignet.

Als Mann muss ich Mensch werden, wie meine Frau als Frau Mensch werden muss, um das zu erreichen,



Foto: Imago Images

was wir von Gott her schon sind: „Als Mann und Frau schuf er sie“ (Gen 1,27) – und darin „... als sein Abbild.“ So kann Guardini sagen: „Jede Auffassung vom Menschen, die ihn in irgendeinem Sinne dualistisch sieht, also die Geschlechtlichkeit ... auch nur für unwesentlich ansieht, entstellt den Sinn der Offenbarung“, was bedeutet, dass „der geschlechtliche Unterschied sich nicht nur auf den körperlichen Bereich, sondern auf den ganzen Menschen bezieht. In ihr geht es um männliche und weibliche Menschlichkeit.“ Der Gedanke, im Geschlechtsleib des Menschen gäbe es keine Intentionalität und keine natürlichen Ziele, der Mensch sei, was er aus sich mache, endet in einem platten Konstruktivismus, im Durchgriff der technischen Intelligenz auf das Fleisch und im Löschen der Spuren Gottes, letztlich der Absage an Schöpfung.

Die Annahme, der Mensch existiere zunächst einmal als neutrale materiale Vorlage eines noch ungeschriebenen sexuellen Programms, ist eine Erfindung von Gender, die leider auch die seltsamsten Blüten auf dem Synodalen Weg treibt – etwa wenn der Aachener Oberhirte in

einer Debatte meint, die Kirche müsse sich in Sachen Sexualmoral endlich von der Ausrichtung an der menschlichen Natur verabschieden, und er sich gar zur kryptischen Formel versteigt: „Deine Sexualität, das bist du.“

Leider wächst sich mittlerweile der an sich wichtige Versuch, Menschen mit gleichgeschlechtlicher Neigung (und solchen, die sich im vielfältigen Orbit von Gender wiederfinden) eine Heimat in Lehre und Leben der Kirche zu geben, zu einer veritablen anthropologischen Häresie aus. Sie besteht in der Ignoranz nahezu aller Konstanten aus den Schöpfungsberichten in Genesis 1 und 2 und in der Erfindung von soviel „Naturen“ wie es Menschen gibt; – „Naturen“, von keinem Sündenfall gebrochen, – „Naturen“, die sagen: Du darfst. Es gibt aber keine schöpfungstheologische Ermächtigung zur Schaffung von schwulen, lesbischen oder diversen Paralleluniversen.

Es gibt nur Männer und Frauen in einer verwirrten Welt, die nach Gottes Willen in einem Fleisch (Gen 2,24) zueinander finden sollen, um stellvertretend für die vielen sexuell Unbehausten, ein Anfang jener Schöpfung zu sein, der Abbild göttlicher Liebe ist.



Bernhard Meuser ist Theologe und Publizist.

Foto: IN

KURZ GEFASST

Die christliche Anthropologie lehrt die Einheit und Komplementarität von Mann und Frau – und die Gebrochenheit der menschlichen Natur. Dagegen verlangt der Zeitgeist den Selbstentwurf des Menschen auch hinsichtlich seiner sexuellen Identität. Doch gibt es nur Männer und Frauen in einer verwirrten Welt, die der Erlösung bedarf. Christen müssen Zeugnis geben, wo der Schöpferwille eingegeben wird.

Im Horizont der Erlösung

Zur Männlichkeit Christi und zur Weiblichkeit der Kirche

VON MICHELE SCHUMACHER

Von den ersten Seiten der Hl. Schrift an, die die ursprüngliche Einheit von Mann und Frau offenbaren (Gen 1,27–28; 2,18–24), bis hin zu den letzten, die die Hochzeit des Lammes verkünden (Offb 21,2,9), werden wir daran gemahnt: „Es ist nicht gut, dass der Mensch allein sei“ (Gen 2,18). Dass eine derartig natürliche Realität dennoch offenbart wird, sollte Anlass für uns sein innezuhalten: nicht nur, weil die natürliche Verschiedenheit, Komplementarität und Einheit der Geschlechter heute unter einem solch heftigen Angriff stehen, sondern auch, weil Gott gerade diese natürliche Realität auserkoren hat, um zu

uns über seinen göttlichen Plan für unsere Erlösung zu sprechen.

Natürlich soll damit nicht bestritten werden, dass Gott uns in Christus „alles auf einmal in diesem einzigen Wort“ gesagt hat, wie der hl. Johannes vom Kreuz lehrt. Denn kraft der Inkarnation hat sich das Wort Gottes selbst in menschliches Fleisch gekleidet, das nun zum bevorzugten Mittel unserer Unterweisung geworden ist.

Darüber hinaus ist sein Fleisch nicht geschlechtsneutral – was seine wahre Menschheit infrage stellen könnte –, sondern männlich. Das soteriologische Beharren auf dem vollständigen Menschsein Christi beschwört dennoch das

klassisch feministische Bedenken herauf: „Kann ein männlicher Erlöser Frauen erlösen?“ (R. Ruether) Wenn, wie die patristische Tradition bezeugt, das „was nicht angenommen wurde, nicht erlöst ist“ – wie gehen wir dann mit der Erlösung der Frauen um, deren besonderes (weibliches) Fleisch von Christus nicht angenommen wurde? Über die klassische christologische Frage des hl. Anselm „Cur Deus homo?“: Warum ist Gott Mensch geworden? hinaus sind wir deshalb aufgefordert, die Frage nach dem Mannsein Christi in Erwägung zu ziehen: „Cur Deus vir?“: Warum ist Gott Mann geworden? Diese Frage bringt mehr mit sich als

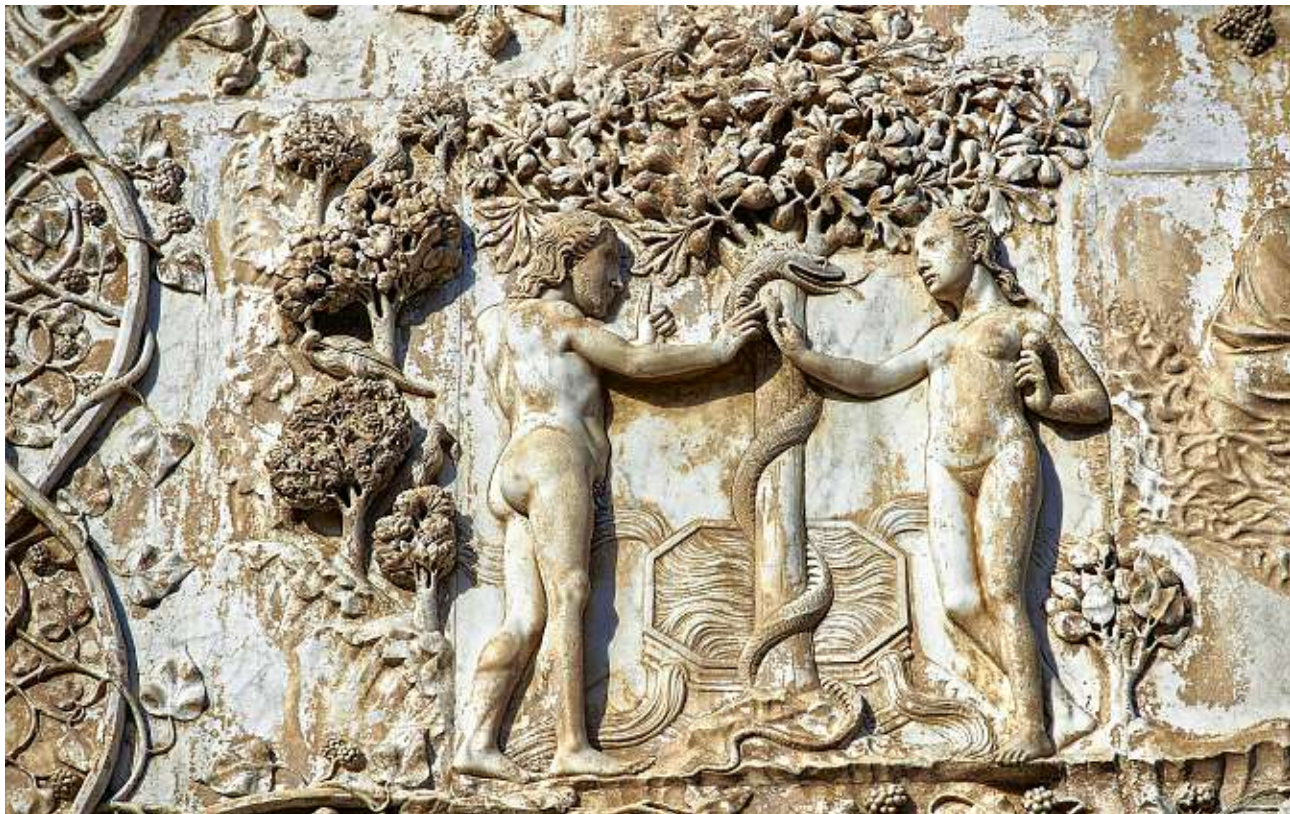


Foto: Imago Images



Maria – die Neue Eva – zertritt den Kopf der Schlange.

Foto: Imago Images

das Problem, warum Gott sich selbst an seine eigene Schöpfungsordnung gebunden hat, sodass er als „erstgeborener Sohn“ (Lk 2,7) „von einer Frau geboren“ (Gal 4,4) wurde. Denn noch grundsätzlicher bedeutet sie, nach der Einheit von Gottes schöpferischen Absichten seit Anbeginn der Zeit unter der Perspektive der „Fülle der Zeit“ zu fragen (Gal 4,4). Denn angesichts der Einheit von Schöpfung und Erlösung ist klar, dass das Mannsein Christi kein nachträglicher Einfall Gottes, sondern „vor Grundlegung der Welt“ (Eph 1,4) vorbereitet war.

Unter dieser Perspektive sollten wir nicht überrascht sein, dass der hl. Paulus die ursprüngliche Vereinigung von Mann und Frau in „einem Fleisch“ (Gen 2,24) als Hinweis auf das „große Geheimnis“ des Bundes Christi und seiner Kirche darstellt:

Keiner hat je seinen eigenen Leib

gehasst, sondern er nährt und pflegt ihn, wie auch Christus die Kirche. Denn wir sind Glieder seines Leibes. Darum wird der Mann Vater und Mutter verlassen und sich an seine Frau binden und die zwei werden ein Fleisch sein (Gen 2,24).

Warum wurde Gott Mann: „Cur Deus vir?“

Dies ist ein tiefes Geheimnis; ich beziehe es auf Christus und die Kirche. Indessen sollt auch ihr, jeder Einzelne, seine Frau lieben wie sich selbst, die Frau aber ehre ihren Mann (Eph 5,29–33).

Natürlich gilt: „Aber zuerst kommt nicht das Überirdische; zuerst kommt das Irdische, dann das Überirdische“ (1 Kor 15,46). Den-

noch legt der Brief an die Epheser nahe, dass die geschöpfliche Verschiedenheit und die ursprüngliche Einheit von Mann und Frau „darum“, nämlich als Zeichen oder Offenbarung der göttlichen Vermählung von Christus mit der Kirche dienen soll. Deshalb deuten die Väter die Erschaffung Evas aus der Rippe Adams als „mystische Vorahnung“ der Geburt der Kirche aus der durchbohrten Seite Christi. Dies wiederum bedeutet nicht nur, dass der zweite Adam vom ersten angekündigt wird (vgl. Gen 3,15), sondern auch, dass sich das Mannsein Christi auf die Kirche, die neue Eva, bezieht. Deshalb nimmt der ewige Sohn Gottes einen geschlechtlichen Leib an, um sich der ganzen Menschheit als der göttliche Bräutigam der Kirche und in der Kirche zu zeigen. Er „kam in diese Welt zu einer Hochzeit“, erläutert der hl. Augustinus in seinem Kom-

mentar zur Hochzeit von Kana, nämlich zu seiner eigenen.

Somit gibt es „zwei Hochzeiten“, wie der hl. Thomas von Aquin in seinem Kommentar zu den klugen Jungfrauen im Matthäusevangelium erkennt: „die Hochzeit der Gottheit mit dem Fleisch, die im Schoß einer Jungfrau gefeiert wurde“, und „die Hochzeit Christi mit der Kirche“. Auch wenn Marias Aufgabe bei der ersten „Hochzeit“ darauf zurückgeführt wird, dem Fleisch gewordenen Wort ein „Brautgemach“ zur Verfügung zu stellen, deutet der hl. Thomas an anderer Stelle ihr Fiat als für die „ganze Menschheit“ gesprochen. Daher ist es angebracht, dass sie auf der Hochzeit von Kana anwesend ist, „weil man durch ihre Fürsprache mit Christus“, dem „wahren Bräutigam der Seele“, „durch Gnade“ verbunden ist, wie der hl. Thomas in seinem Kommentar dieser Passage hinzufügt.

Wie diese Kommentare erhellen sollen, wird Maria oftmals als ein Abbild der Kirche, als Braut Christi, dargestellt. Als solche – und dies ist

kein unbedeutender Punkt – ist sie nicht einfach eine Wohnstätte für die beständige Gegenwart Christi.

„Die Kirche selbst ist ja nicht nur ein Tabernakel der göttlichen Gegenwart. Sie ist weitaus eher ‚eine fortgesetzte Inkarnation‘ des Wortes.“

Wenn die Kirche selbst ist ja nicht nur ein Tabernakel der göttlichen Gegenwart. Sie ist weitaus eher „eine fortgesetzte Inkarnation“ des Wortes, um ein Zitat von Charles Journet aufzugreifen. Denn wenn Gott sich in der Inkarnation selbst der Menschheit angleicht, dann tut

er dies im Blick auf die Angleichung der gesamten Menschheit an sich selbst. Er nimmt unser Menschsein zur Mitteilung seiner Göttlichkeit an. Somit ist der heilbringende, durch die Inkarnation bewirkte „Austausch“ nicht auf die zwei Naturen Christi im Schoß der Jungfrau beschränkt. Das Menschsein Christi wird vielmehr zum Instrument (organon) seiner Göttlichkeit zur Mitteilung der Göttlichkeit an seine Glieder, wovon – angefangen bei Maria – keines ausgenommen ist. Deshalb – um die Analogie fortzusetzen – und weit über die Bereitstellung eines „Brautgemachs“ für die Hochzeit der göttlichen und menschlichen Natur hinaus, ist Maria selbst das „authentische Subjekt“ der heilbringenden Vereinigung beider in der Menschwerdung, wie Papst Johannes Paul II. bestätigt.

Da in Wirklichkeit Marias Verstand und Wille auf Gottes Wort in der Schrift und wie von seinem Engel verkündet eingestellt sind, nimmt das Wort (und der Sohn) Gottes selbst in ihrer Seele „wie in



„Verkündigung“ – Bunt übermalte Schwarzweiß-Fotografie von Dietrich Stalmann.

Foto: dpa

seinem eigenen Tempel“ Wohnung – noch bevor er sich tatsächlich mit ihrem Fleisch in ihrem Schoß vermählt. Um ein Wort des hl. Thomas aufzugreifen, ist er in ihr durch Glaube und Liebe in der Weise gegenwärtig wie „der erkannte Gegenstand im Erkennenden, und der Geliebte im Liebenden“. Daher wird Maria nicht in einem passiven Sinn von Gott benutzt. Sie wird nicht zufällig in das Mysterium hineingenommen, sondern begibt sich freiwillig hinein als Mutter Christi und als „Magd“ (Lk 1,38). Sie ist weitaus mehr als ein Hohlraum (hollowed-out space), den Gott auch ohne ihre bereitwillige Mitwirkung besetzen könnte – sie ist ein geheiltes Wesen (hallowed being): eines, dessen überragende Gnaden von ihrem Geist in „ihr Fleisch überströmten“, wie der Aquinate in seinem Kommentar zum Ave Maria sagt, damit „es geeignet ist für die Empfängnis von Gottes Sohn“. Sie „empfängt nicht und glaubt, sondern glaubt und empfängt“, wie der hl. Augustinus erläutert. „Mit Glauben hält sie für wahr, mit Glauben empfängt sie.“ Deswegen wird sie in der Kunst im Augenblick von Gabriels heiligem Besuch dargestellt, wie sie über die Heilige Schrift meditiert. Geistesgegenwärtig und aufmerksam auf die Tragweite dessen, was ganz und gar unerklärlich bleibt – von daher ihre Frage: „Wie soll das geschehen, da ich keinen Mann erkenne?“ (Lk 1,34) – nimmt die Jungfrau ihren Auftrag auf die menschenmöglichste Weise an. Sie ist weder blind noch unwissend, und sie wirkt in aufmerksamer und auf das Wort Gottes eingestimmter Weise mit der „Fülle der Gnade“ mit (vgl. Lk 1,28), die ihr vom ersten Augenblick ihrer Empfängnis zugeteilt war.

Da Gottes Eingreifen in die Menschheitsgeschichte immer den freien Willen seiner Geschöpfe achtet, ist Marias Antwort auf die Botschaft des Engels – „mir geschehe“ (Lk 1,38) – für die Verwirklichung der göttlichen Menschwerdung, menschlich gesprochen, „entscheidend“, wie Papst Johannes Paul II. anerkennt. Daher ist Maria „der Typus der Kirche in der Ord-

nung des Glaubens, der Liebe und der vollkommenen Einheit mit Christus“, wie das II. Vatikanische Konzil lehrt.

Nach dem Vorbild Marias dieser urbildlichen Gläubigen par excellence, sollen auch wir eins werden mit Christus durch die bräutliche Gabe unserer selbst.

Bemerkenswert ist Christi Hinweis auf sie in den entscheidenden Augenblicken seiner öffentlichen Sendung – zu Beginn seines Wirkens in Kana (Joh 2,4) und auf dem Höhepunkt auf Kalvaria (Joh 19,26–27) – als „Frau“, und nicht als „Mutter“ oder „Maria“. Mit Sicherheit geschieht dies, um ihre – vom hl. Irenäus von Lyon so anschaulich dargestellte – Aufgabe als die Neue Eva neben dem Neuen Adam hervorzuheben: als diejenige, die den Kopf der Schlange durch das „Gewicht“ ihres Kindes zertritt (vgl. Gen 3,15; Offb 12), und deren Zustimmung im Namen der ganzen Menschheit Gott angeboten werden muss, damit – um erneut das Konzil zu zitieren – „auf diese Weise, wie eine Frau zum Tode beigetragen hat, so auch eine Frau zum Leben beitrage“.

Auf diese Weise präfiguriert Maria die Kirche und jedes einzelne ihrer Glieder, die nicht nur passiv ihrem Haupt einverleibt sind. Vielmehr: Nach dem Vorbild dieser urbildlichen Gläubigen par excellence werden wir ebenfalls wie Christus durch den Akt der Einswerdung mit Ihm: durch die bräutliche Gabe unserer selbst als Antwort auf die Erstlings-Gabe seiner selbst an jeden Einzelnen von uns. Gabe trifft auf Gabe: das heilbringende Wort Gottes, das sich selbst für die Er-

lösung der Menschheit aufopfert: „Siehe, ich komme, um deinen Willen, Gott, zu tun“ (Hebr 10,7), und die Antwort der Magd: „Mir geschehe, wie du gesagt hast“ (Lk 1,38). Denn „im Herrn gibt es weder die Frau ohne den Mann noch den Mann ohne die Frau. Denn wie die Frau vom Mann stammt, so kommt der Mann durch die Frau zur Welt; alles aber stammt von Gott“ (1 Kor 11,11–12).

Übersetzt aus dem Englischen von Katrin Krips-Schmidt.



Dr. Michele Schumacher ist Privatdozentin am Lehrstuhl für Moraltheologie in Fribourg (CH).
Foto: privat

KURZ GEFASST

Auch wenn heute die natürliche Verschiedenheit der Geschlechter angegriffen wird, gehören sie zum Heilsplan. Somit kann die Kirche auch nicht die Männlichkeit Jesu ignorieren, wenn sie von der Inkarnation spricht. So stellt sich die Frage, warum ist Gott als Mann Mensch geworden ist. Denn angesichts der Einheit von Schöpfung und Erlösung ist klar, dass das Mannsein Christi kein nachträglicher Einfall Gottes war, sondern seinem Ratschluss von Ewigkeit her entspricht. Und da Gott in der Erlösung den Willen seiner Geschöpfe achtet, erblickt die Kirche im Ja-Wort Mariens ihr Wesen und ihre Aufgabe als neuer Eva.

Im Menschen berühren sich Himmel und Erde

Mann und Frau zwischen Schöpfung und Erlösung in der Theologie Benedikts XVI./Joseph Ratzingers **VON CHRISTIAN SCHALLER**

Jedes Lebewesen ist von seinen biologischen Voraussetzungen her auf Reproduktion angelegt. Betrachtet man den Geburtsvorgang rein unter dem Aspekt der Biologie, ist es angemessen, darin die notwendige Erhaltung der Art zu sehen. In eine defizitäre Schieflage gelangt der Begriff der Reproduktion allerdings dann, wenn er in einer bloß mechanistisch-technischen Version Verwendung findet – wenn das Machbare gegenwärtiger Technologien den Menschen zum Produkt von Laboren degradiert, in der Reproduktion nichts weiter ist als eine unpersonale und laborbedingte Weitergabe von notwendigen Informationen der Spezies

Mensch an die nachfolgende Menschengeneration. Die Weitergabe (in diesem Fall wohl besser: die Konstruktion) des menschlichen Lebens wird zur reinen Überlebensstrategie der Menschheit. Das Machen-Können scheint, gerade in Bezug auf das menschliche Leben, von immer mehr Möglichkeiten gekennzeichnet zu sein, die auch vor der Frage nach dem Klon-Menschen nicht Halt zu machen droht.

Zwischen Prokreation und Reproduktion

Einen deutlich vernehmbareren Verweis auf die schöpferische Tätigkeit

Gottes kennt das in vielen romanischen Sprachen bekannte Wort der „Prokreation“. Der Rückbezug des Menschen auf eine ihm vorgelagerte schöpferische Instanz, der er sein Leben verdankt und die sich zugleich menschlicher technischer Fertigkeit entzieht, ihn als in seinem Geschaffen-Sein und in seiner Herkunft von Gott wahrnimmt, wird darin in besonderer Weise deutlich.

Mit diesen beiden unterschiedlichen Betrachtungsweisen des Menschen setzt sich Joseph Ratzinger/ Benedikt XVI. auseinander. Ohne dahinter stehende naturwissenschaftliche Erkenntnisse in Zweifel zu ziehen, bleibt doch die Frage bei der Reproduktion



Benedikt XVI. – „Ein demütiger Arbeiter im Weinberg des Herrn“: Nur wenn der Erlöser auch der Schöpfer ist, kann er überhaupt Erlöser sein. Foto: dpa



Der Kosmosmensch, Miniatur aus Hildegard von Bingen, Liber divinorum operum.

Foto: IN

bestehen: War's das? Gibt es nicht mehr über die Existenz des Menschen zu denken als die Wahrnehmung seiner arterhaltenden Produktion?

Im christlichen Grundverständnis vom Menschen geht es bei der Zeugung um das Werden eines Individuums, einer eigenständigen und singulären Person, die zwar invariante Elemente des Menschen beinhaltet, aber darüber hinaus ebenso etwas Neues, Einmaliges – Individuelles.

Diese Individualität korrespondiert mit der Aussage aus dem jüngeren Schöpfungsbericht in Gen 1,26: „Lasset uns Menschen machen nach unserem Bild und Gleichnis.“ Joseph Ratzinger zieht diese fundamentale anthropologische Aussage als Erklärung heran für das „Mehr“, das in der Entstehung neuen Lebens besteht, jenseits der biologischen Überlebensstrategie der Menschheit. Es geht darum zu zeigen, dass mit dem Schöpfungsakt stets Neues entsteht, nicht nur ein weiteres „Exemplar einer Klasse von Lebewesen“.

„Wie würde die Welt aussehen, wenn man diese hohen Werte und den Rückbezug auf Gottes Schöpfermacht als Leitmotiv akzeptieren würde!“

Und es geht auch darum zu zeigen, das nur erwähnt am Rande, dass die Vernunft nicht begrenzt ist auf das Sichtbare, Empirische, Materielle, dass sie nicht in der Reduzierung der Ethik auf Physik zu suchen ist, sondern im bewussten Erleben von Freiheit. Experimentelle „Gewissheit“ durch Berechnungen und Versuche verlagert das Sittliche und das Heilige in das Abseits des Irrationalen – dieses Szenario geht an der Wirklichkeit des Menschen und der Schöpfung vorbei. Eine neue Dimension für das Mechanisch-Technisch-Experimentelle wird aber genau dann erschlossen, wenn das Personale als die eigentliche, stärkere und

höhere Form der Wirklichkeit angesehen wird. Wie tröstlich, möchte man hinzufügen, wenn Liebe, Hingabe, Freiheit, Geschöpflichkeit (weil dadurch auch die Würde des Menschen begreifbar wird) als wertvoller, wichtiger und letztlich wesensgemäßer für den Menschen angesehen werden.

Wie würde die Welt aussehen, wenn man diese hohen Werte und den Rückbezug auf Gottes Schöpfermacht als Leitmotiv akzeptieren würde! Tut man es allerdings nicht, so Ratzinger, kommt es zur „Leugnung des Menschen“, die dort stattfindet, wo man Liebe und Hingabe nur „als schönen Schein betrachten“ will, der „psychologisch nützlich, aber letztlich unreal und unerheblich ist“.

Aber mit der Leugnung des Menschen verknüpft ist auch die Leugnung Gottes. Unterwirft man sich der eben skizzierten scheinbaren Logik, dann wird selbstverständlich auch „der Gottesbegriff zur mythologischen Rede ohne Realitätsgehalt“. Er bleibt gleichsam von der Erde – ohne Bezug auf seine Herkunft von Gott. Gestaltet wurde der Mensch nach dieser Prämisse nicht von einem Gott, sondern von den Menschen. Der Schöpfungsbericht spricht aber von der Abbildbarkeit des Menschen. Er ist Bild Gottes. Er verweist wie ein Gemälde auf das darauf Abgebildete. Öl und Leinwand und die Hand des Künstlers verweisen über sich hinaus, auf etwas, das das Kunstwerk nicht in sich selbst ist. Für die Logik der Schöpfung besagt dies, dass der Mensch in einem Gefüge, in Beziehungen lebt. Seine Gottesebenbildlichkeit ist in erster Linie, wie Ratzinger mehrmals betont, „Verwiesenheit“ ... „Dynamik, die den Menschen in Bewegung bringt auf den Ganz-Anderen hin“.

Es handelt sich beim Bericht über den Menschen als Mann und Frau im ersten Buch der Bibel nicht um eine vermeintlich biblizistische Engführung, die nur von denen behauptet werden kann, deren selbstgerechte Eigeninterpretation biblischer Texte die Begriffe „Mann“ und „Frau“ als irgendeine historisch bedingte Konnotation darstellen möchten. Aber der Schöpfungswille Gottes, der sich in der Relationalität in der Liebe zwischen Mann und Frau auf die womöglich tiefste Weise ausdrückt, führt erst zur

Weite wahren, von dumpfen Mythen befreiten Menschseins von Mann und Frau.

Die Auflösung der Geschlechter ist letztlich die Rückführung des Menschen in eine innerweltliche Verfügbarkeit – Mann- und Frausein sind nicht gottgewollt, sondern unterliegen der gestalterischen Möglichkeiten von menschlichem Konstruktionswillen –, die, denkt man konsequent weiter, Abhängigkeiten schafft, Unfreiheit erzeugt und die Freiheit des Christenmenschen untergräbt. Eine Freiheit, die in seinem Geschaffen-Sein gründet und ihn unverfügbar werden lässt. Seine Würde erhält der Mensch als Mann und Frau aus dieser Ur-Ordnung am Anfang allen Seins. Oder: Ist der Tod Jesu am Kreuz vielleicht auch nur eine Engführung? Die Auferstehung am Dritten Tag – eine Engführung?

„Seine Würde erhält der Mensch als Mann und Frau aus dieser Ur-Ordnung am Anfang allen Seins.“

Oder ist das biblische Zeugnis der Evangelisten doch vielmehr das durch die Gnade ermöglichte Bekenntnis zum Heilschaffen Gottes, das „im Anfang“, in der Schöpfung des Menschen – als Mann und Frau – begonnen hat. Die Ur-Relation Gottes zu seiner Schöpfung in der überbordenden Liebe findet in der Hingabe von Mann und Frau eine geschöpfliche Entsprechung, besonders dann, wenn daraus das Leben eines aus dieser liebevollen Zuneigung stammenden Menschen hervorgeht. Ratzinger bedient sich des wunderbaren Wortes „Adam erkannte Eva, seine Frau“ (Gen 4,1), um „eine Untrennbarkeit aller menschlichen Dimensionen des Menschseins“, die sich darin ausdrückt, aufzuzeigen; dass das Mit-Sein Gottes bei Zeugung und Geburt eine Selbstübersteigung des Menschen ist, dass er eben mehr gibt, als er hat und ist. Schöpfung geschieht durch Zeugung und Geburt: „...jede

menschliche Zeugung und Geburt (steht) unter einem besonderen ‚Mitsein‘ Gottes“, ist „Selbstübersteigung des Menschen“. Und programmatisch überzeugend: „Durch das Menschliche von Zeugung und Geburt hindurch geschieht Schöpfung.“ Auf dem Hintergrund dieser Zuordnung werden alle Versuche, den Menschen isoliert davon zu betrachten, ihn gleichsam aus seiner Natürlichkeit herauszureißen, zu gefährlichen Experimenten der Aberkennung seiner Würde (die Geschichte ist voll davon), einer Würde, die nur aus seiner Geschöpflichkeit ableitbar sein kann.

Wer die Schöpfung mit ihren klar formulierten anthropologischen Koordinaten ablehnt, kann sich nicht herausreden auf vermeintlich neuzeitliche Notwendigkeiten der Anpassung eines selbstgefälligen Menschenbildes, sondern muss damit umgehen können, dass er dahinter auch Gott selbst ablehnt.

Die Frage bleibt somit im Raum, ob derjenige, der sich dem Schöpfungswillen Gottes verweigert und somit Gottes Existenz als Schöpfer verneint, im Gesamt des Erlösungsgeschehens Gottes mit der Welt und den Menschen seine Chance auf Erlösung ver-

tan hat. Man kann nicht Gott ablehnen und zugleich auf Erlösung bestehen. Die liebende Begegnung und Hingabe von Mann und Frau wird in der Geburt eines neuen Lebens zur Teilhabe am schöpferischen Handeln Gottes selbst. In der Annahme dieses heilsgeschichtlichen Vorganges wird Gott als Schöpfer anerkannt. Dies ist die Voraussetzung für den Menschen, um Heil und Erlösung zu erlangen. Denn, so Joseph Ratzinger, „nur wenn der Erlöser auch der Schöpfer ist, kann er überhaupt Erlöser sein“.



Dr. theol. Christian Schaller ist stellvertretender Direktor des Instituts Benedikt XVI. Foto: Archiv

KURZ GEFASST

Der Bezug des Menschen auf seinen Schöpfer, dem er sein Leben verdankt, wird in der Rede von der Prokreation deutlich.

Im christlichen Grundverständnis nimmt der Menschen durch die Weitergabe des Lebens durch Zeugung und Geburt an der Schöpferfähigkeit Gottes teil. Doch durch die Aufgabe des vom Schöpfer gewollten Mann- und Frau-Seins stellt sich jedoch nicht mehr Freiheit ein, sondern es droht dem Menschen die

totale innerweltliche Verfügbarkeit, da die Freiheit in seinem Verhältnis zu seinem Schöpfer gründet.

Die Ablehnung des Mann- und Frau-Seins drückt die Leugnung des Schöpfers aus.

Doch wer die Schöpfung mit ihren anthropologischen Koordinaten ablehnt, lehnt somit im Gesamt das Erlösungswerk ab und vertut seine Chance auf Erlösung.

Klarer Kurs, katholischer Journalismus

Glauben auf den Punkt gebracht und katholische Nachrichten aus erster Hand. Dafür steht **Die Tagespost**.

Mit aktuellen Themenschwerpunkten, Ressorts zu Kirche, Gesellschaft und Politik und einem katholischen Feuilleton liefert sie Ihnen entscheidendes Hintergrundwissen, verlässliche Fakten und katholische Geisteskultur.

Wer hier mitreden will, muss **Die Tagespost** lesen, die führende katholische Wochenzeitung.

Regelmäßige Literaturbeilagen sichern Ihnen zusätzlich den Überblick über alle relevanten Neuerscheinungen auf dem Buchmarkt.

Machen Sie sich selbst ein Bild:
www.die-tagespost.de/kennenlernen



Die katholische
Wochenzeitung
für Politik,
Gesellschaft und
Kultur

„Die Tagespost ist unverzichtbar! Gut, dass es sie gibt.“ Benedikt XVI.